VI. Jahrg. Oktober 1932 Nr. 10

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Anna Freud . . . . . Erzieher und Neurose

Estelle Levy . . . . . Psychoanalyse eines Kindes mit Stehlzwang

Richard Sterba . . . Zur Theorie der Erziehungsmittel

Irma Hift-Schnierer . Kinderliebe

Marianne Kris . . . Ein Märchenstoff in einer Kinderanalyse

Preis dieses Heftes Mark 1·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

August Aichhorn
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Frankfurt a. M. Marienstraße 15

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

Hans Zulliger
Ittingen bei Bern

Schriftleiter:

Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7

12 Hefte jährlich M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—
Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 13·50*	*Kjöbenhavn 24 932*	*dän. Kr 12.50*

Bei Adressenänderungen bitten wir, freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

Wir bereiten das Sonderheft **„Die Angst des Kindes"** vor und bitten unsere Mitarbeiter, Beiträge dafür rechtzeitig einzusenden.

Das Sonderheft **„Erziehungsberatung"** erscheint als nächstes Heft (11/12) dieser Zeitschrift.

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VI. Jahrgang | Oktober 1932 | Heft 10

Erzieher und Neurose

Von Anna Freud

(Erschienen unter dem Titel „*Concerning Child-Analysis*" in *Survey Graphic*, September 1932)

Während des letzten Jahrzehnts wird innerhalb und außerhalb der psychoanalytischen Vereinigungen immer wieder das Problem der Laienanalyse aufgeworfen. Man will zur Entscheidung kommen, wem die psychoanalytischen Institute die Möglichkeit geben sollen, sich eine gründliche theoretische und praktische Ausbildung zu holen, d. h. wer die Berechtigung erwerben kann, die psychoanalytische Therapie zur Behandlung von Neurosen in legitimer Weise auszuüben. Die Einstellung der einzelnen Analytiker zu dieser Frage, die Ansicht der breiteren Öffentlichkeit und schließlich die Gesetzgebung der verschiedenen Länder schwankt immer noch zwischen zwei einander entgegengesetzten Anschauungen. Die eine extreme Auffassung vertritt die Meinung: die psychoanalytische Therapie ist — wie alle Therapie — eine rein ärztliche Angelegenheit; die Neurose ist eine Erkrankung der menschlichen Seele, die an Schwere und Bedeutsamkeit der körperlichen Erkrankung gleichzusetzen und außerdem auf vielen geheimen Wegen mit ihr verbunden ist; der Laienanalytiker ist einer Diagnosestellung und einer richtigen Einschätzung während der Behandlung interkurrierender körperlicher Krankheiten niemals gewachsen, und seine Neurosentherapie, die nicht auf eine gründliche Kenntnis der gesamten Heilkunde gestützt ist, bedeutet allzu oft eine Gefährdung des Patienten. Im Gegensatz dazu sträubt sich die extreme Auffassung der anderen Seite energisch gegen die Gleichsetzung der Neurose mit den körperlichen Erkrankungen. Sie sieht in der Neurose vor allem eine soziale Erscheinung, ein Sträuben des Individuums gegen die Forderungen der Gesellschaft, die mit den Ansprüchen seines eigenen Trieblebens in Konflikt geraten. Sie sieht nicht ein, inwieweit die Schulung des Analytikers in Anatomie, Physiologie und Pathologie ihm helfen soll, den Patienten zu veranlassen, sich mit diesen Anforderungen und dem neurotischen Konflikt, der aus

INTERNATIONAL PSYCHOANALYTIC UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

ihnen entspringt, in normalerer Weise auseinanderzusetzen. Sie meint, daß die Schwierigkeit der Diagnosestellung und der Behandlung etwa auftretender körperlicher Komplikationen durch die Zusammenarbeit mit einem Arzt zu lösen ist; und schließlich, daß die Kompetenz des Laienanalytikers groß genug bleibt, auch wenn sie auf der einen Seite bei Übergangszuständen von der neurotischen zur organischen Erkrankung, an der andern Seite bei Übergangszuständen von der neurotischen zur psychotischen Erkrankung zu Ende geht.

Daß diese beiden Anschauungen heute in der psychoanalytischen Welt nebeneinander existieren, ohne daß der Widerspruch zwischen ihnen vorläufig zu einer Lösung gebracht worden wäre, wirkt aber nicht störend, sondern im Gegenteil aneifernd und belebend auf die Ausgestaltung des analytischen Unterrichts. Von der zuerst geschilderten „ärztlichen" Auffassung der Psychoanalyse gehen alle jene Bemühungen aus, die darauf hinzielen, die Psychoanalyse in der medizinischen Wissenschaft heimisch zu machen. Die Analytiker, die in dieser Richtung arbeiten, wollen durchsetzen, daß die Psychoanalyse an der medizinischen Fakultät der Universitäten wie ein anderes medizinisches Spezialfach gelehrt wird. Solange das nicht geschieht, halten sie selber im Rahmen der psychoanalytischen Lehrinstitute Kurse für Ärzte aller Spezialfächer ab, um sie zu lehren, mit Hilfe der analytischen Erkenntnisse den neurotischen Anteil an den körperlichen Krankheiten festzustellen. Sie legen ganz besonderen Wert auf eine immer engere Zusammenarbeit zwischen Psychoanalyse und Psychiatrie, wollen erreichen, daß jeder Psychiatiker eine mehr oder weniger gründliche Kenntnis der Analyse erwirbt und würden es nicht ungern sehen, daß jeder Analytiker auch die Befähigung nachweisen kann, als psychiatrischer Facharzt zu fungieren.

Im Gegensatz dazu veranlaßt die andere, die „soziale" Auffassung der Neurose, ihre Vertreter, ein Interesse für die Kenntnis der Psychoanalyse bei allen jenen Berufsklassen zu wecken und zu fördern, die direkt oder indirekt mit der Beeinflussung oder Beurteilung von Menschen oder mit den Wechselwirkungen zwischen Individuum und Gesellschaft zu tun haben: also etwa bei den Erziehern, den Fürsorgern, den Seelsorgern und den Richtern. Sie wollen sie, je nach den speziellen Bedürfnissen ihres Berufes befähigen, vorbeugend oder heilend zu wirken, vor allem aber der Ausübung dieser Berufstätigkeiten eine neue und vertiefte Kenntnis des menschlichen Wesens, wie sie sich aus der psychoanalytischen Psychologie ergibt, zugrunde legen. Sie legen begreiflicherweise vor allem Wert auf die Verbreitung theoretischer psychoanalytischer Kenntnisse unter den Angehörigen dieser Berufe, sind aber gleichzeitig bereit, Vertreter dieser Berufsklassen auch praktisch zur therapeutischen Arbeit an Neurotikern auszubilden.

Verfolgen wir die Einstellung der Außenwelt zu dieser nach zwei verschiedenen Seiten gerichteten Lehrtätigkeit der psychoanalytischen Institute, so stoßen wir auf einen sonderbaren Widerspruch. Die Ausbildung von

Ärzten zu Psychoanalytikern gilt als die Grundlage der Tätigkeit der Institute, sie steht nicht zur Diskussion und wird von der Gesetzgebung aller Länder als Selbstverständlichkeit akzeptiert. Aber der Andrang der ärztlichen und besonders der psychiatrischen Ausbildungskandidaten ist ein durchaus mäßiger, der die Möglichkeiten der analytischen Lehrinstitute nicht übersteigt. Die gefühlsmäßigen und wissenschaftlichen Widerstände gegen die neue Wissenschaft der Psychoanalyse sind in den offiziellen medizinischen Schulen noch fest verankert und lassen, wenigstens in Europa, nur einen langsamen, allmählichen Zuzug von Ärzten zur psychoanalytischen Bewegung zustandekommen. Dagegen kommt dem psychoanalytischen Unterricht aus den Kreisen der oben angeführten Laienberufe das regste und von Widerständen fast gar nicht gehemmte Interesse entgegen. Wäre die Frage des Laienunterrichts nicht so umstritten, würde sie nicht in manchen Ländern durch die Strenge der Gesetze aufs äußerste beengt und eingeschränkt, so würde die Fülle der zur Ausbildung freudig bereiten Laienkandidaten die psychoanalytischen Lehrinstitute in wenigen Jahren in einer für das Gleichgewicht zwischen den beiden Richtungen bedenklichen Weise überschwemmen.

Unter den oben aufgezählten Berufen sind es vor allem zwei, die sich von einer Unterweisung in der Psychoanalyse eine starke Förderung ihrer eigenen Tätigkeit versprechen und ihren dringenden Anspruch darauf in überzeugender Weise zu begründen verstehen: die Erzieher und die Fürsorgeerzieher und Heilpädagogen. Beide machen geltend, daß ihre Arbeit direkt darin besteht, Veränderungen an menschlichen Individuen zustande zu bringen, daß sie bei dieser Arbeit dem Problem der Neurose nicht ausweichen und deshalb ohne die Erklärungs- und Beeinflussungsversuche der Psychoanalyse auf die Dauer nicht auskommen können.

Wir haben allen Grund, diese Einstellung — erst einmal die der Pädagogen — ernst zu nehmen, wenn wir uns vor Augen halten, daß die Psychoanalyse als erste einen Zusammenhang zwischen Neurose und Erziehung aufgedeckt hat. Die Neurose — heißt es, wie oben ausgeführt, in der Psychoanalyse — entsteht aus dem Kampf zwischen zwei einander widersprechenden Mächten: den aus dem Innern stammenden triebhaften Wünschen des Individuums einerseits und den ursprünglich aus der Außenwelt kommenden Verboten und Einschränkungen anderseits, die die Befriedigung dieser Wünsche betreffen. Den privaten und öffentlichen Erziehern, d. h. den der Familie angehörigen wie den vom Staat angestellten, fällt dabei die Aufgabe zu, dem unreifen Individuum gegenüber die eine Seite, die Forderungen der Außenwelt, also die Triebverbote und Triebeinschränkungen zu vertreten. Das Kind ist darauf eingestellt, unaufhörlich auf die Erfüllung seiner Triebbedürfnisse hinzuarbeiten. Der Erzieher ist verpflichtet, die Triebbefriedigungen zu stören, zu erschweren und in vielen Fällen zu verhindern. Er erfüllt sein Amt dem kleinen Kinde gegenüber durch tatsächliche Eingriffe und Handlungen, dem größeren Kinde gegenüber durch eine lang andauernde psychische Beeinflussung, die darauf ausgeht, das

Kind die Anerkennung der Forderungen der Außenwelt und die Unterwerfung unter sie zu lehren. Seine Funktion ist geglückt, wenn im Innern des Kindes das Gewissen oder Über-Ich lebendig geworden ist, eine Instanz, die diese Forderungen selbst akzeptiert, vertritt und den Trieben gegenüber geltend zu machen versteht. Zwischen dieser seelischen Instanz und den Triebwünschen des Kindes können jetzt dieselben Kämpfe entbrennen, die sich vorher oft genug zwischen Erzieher und Kind abgespielt haben. Ist dieses Gewissen oder Über-Ich zu unverträglich, streng und unnachsichtig, so erkrankt das Individuum an den Folgen des Konflikts zwischen ihm und seinen Triebwünschen. Man möchte sagen, der Erzieher ist mitschuldig an dieser Erkrankung, die ohne seine Arbeit für den Aufbau des Über-Ichs nicht möglich gewesen wäre.

Aber die Erzieher wissen zu ihrer Verteidigung gegen diesen Vorwurf verschiedenes zu sagen. Sie bringen vor, daß sie nicht selbständig arbeiten, sondern bei dem Unternehmen der Kindererziehung nicht viel mehr sind als die Handlanger. Der Inhalt der Gebote und Verbote, die sie dem Kind übermitteln, ist nicht von ihnen gemacht, sondern von der Gesellschaft, die sie anstellt oder, wenn sie Eltern sind, beauftragt. Jede erwachsene Gesellschaft hat ein Interesse daran, ihren jeweiligen Stand an Idealen, Sitten und Gebräuchen auf die nächste Generation zu übertragen und bedient sich zur Ausführung dieser Absicht eben der Erzieher. Die Erzieher meinen, sie haben das Recht, jede Verantwortung für die Folgen ihrer Arbeit abzulehnen, vorausgesetzt, daß diese Folgen nicht aus den Mitteln entspringen, mit denen sie arbeiten, sondern sich aus dem Inhalt der Forderungen ergeben, die sie an das Kind stellen müssen, also aus dem ihnen aufgetragenen Erziehungsziel.

Die Erzieher, die sich an die Psychoanalyse um Hilfe wenden, machen geltend, daß es gerade das Studium der von der Psychoanalyse neu entdeckten Tatsachen über das Trieb- und Seelenleben des Kindes ist, daß dieser Art einer untergeordneten und verantwortungsfreien pädagogischen Arbeit ein Ende machen würde. Für Staat und Gesellschaft ist der Inhalt der Forderungen, denen die nächste Generation unterworfen werden soll, das Feststehende und Gegebene; psychologische Rücksichten spielen bei dem Aufstellen des offiziellen Erziehungsprogramms die geringste Rolle. Aber die Erzieher würden durch ihr neues Wissen in Stand gesetzt, den ihnen gegebenen Auftrag mit ihrer Kenntnis der seelischen Struktur des Kindes zu vergleichen und auf seine Durchführbarkeit hin zu prüfen. Sie wären dann fähig von vornherein zu erkennen, welche der Gebote und Verbote, die sie vor den Kindern zu vertreten haben, vom psychologischen Standpunkt aus unsinnig, das heißt mit dem Wesen des Kindes unvereinbar und deshalb krankmachend sind. Statt blinde und willenlose Ausführungsorgane zu sein, würden sie lernen, Kritik an ihren Auftraggebern zu üben und der gesellschaftlichen Gegebenheit des Erziehungsziels die psychologische Gegebenheit des kindlichen Wesens als gleichberechtigt entgegenzuhalten.

Was für die Erzieher zutrifft, gilt dann in noch gesteigertem Maße für die Fürsorgeerzieher und die Heilpädagogen. Die Fürsorgeerzieher arbeiten mit „schwierigen" Kindern oder Jugendlichen, denen es nicht gelingen will, die eigenen Triebwünsche mit den Verhältnissen in der Außenwelt in irgendeine Übereinstimmung zu bringen. Sie sind in Folge des ungelösten Konflikts eingeschränkt, unfähig und unbrauchbar, oder auch gegen die Außenwelt revolutionär und dissozial. Man erwartet von den Fürsorgeerziehern, daß sie nachholen, was den Erziehern mißlungen ist und Individuum und Außenwelt einander anpassen. Aber ihre Arbeit hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn beide Parteien, die miteinander versöhnt werden sollen, sich beeinflußbar zeigen. Eine Prüfung der Situation, zu der der Fürsorgeerzieher gerufen wird, ergibt gewöhnlich, daß der Druck der Außenwelt, unter dem das betreffende Kind oder der Jugendliche steht, ein ungerechter und unerträglicher ist. Der Fürsorger versucht vor allem, die erwachsene Umgebung des Kindes in verständiger Weise zu beeinflussen oder auch die materielle Not zu verringern, wenn sie die Entbehrungen ins Unerträgliche gesteigert hat. Im günstigen Falle ermäßigen sich daraufhin die abnormen Äußerungen des Kindes, das sich der geringeren Anforderung gegenüber leichter zugänglich zeigt. Der so erreichte Erfolg ermutigt wieder die Eltern zu einem weiteren Entgegenkommen, das schließlich, bei mehrmaligem Nachgeben auf beiden Seiten zu einer völligen Lösung der Konflikte führen kann.

Merkwürdigerweise aber läßt sich dieser erwünschte und in seinem Hergang leicht verständliche Erfolg in der Mehrzahl der Fälle trotz langwieriger und kostspieliger Bemühungen durchaus nicht herbeiführen. Der Fürsorger ist darauf vorbereitet, daß nicht jedes Elternhaus einer aufklärenden Beeinflussung zugänglich sein kann. Vorurteile, Krankheit, Dissozialität oder Kriminalität der Eltern schließen die notwendige günstige Veränderung im erziehlichen Verhalten dem Kind gegenüber oft von vornherein aus. In solchen Fällen ist die Fürsorge zu energischeren Maßnahmen bereit. Sie entfernt das Kind aus dem Elternhaus, bringt es in Pflegefamilien oder geeignete Erziehungsanstalten und entzieht, wenn notwendig, den ungeeigneten Erziehern sogar auf gesetzlichem Wege die elterliche Gewalt und jede Möglichkeit zur Fortsetzung der schädlichen Beeinflussung. Die Herstellung der günstigen äußeren Situation wäre damit gesichert. Worauf der Fürsorger gewöhnlich nicht vorbereitet ist, ist die Tatsache, daß diese Veränderung der äußeren Situation auch ganz ohne Wirkung bleiben kann. Wenn der Konflikt zwischen Triebwunsch und Einschränkung kein äußerer mehr ist, der sich zwischen dem Kind und seinen Erziehern abspielt, sondern schon im Innern zwischen der Gewissensinstanz, die die Rolle des Erziehers übernommen hat und dem übrigen Ich des Kindes vor sich geht, dann ist alle Arbeit an der Außenwelt des Kindes vergeblich. Das Kind reagiert auf jede Umgebung so, als wäre es die ursprüngliche, auf jede Erleichterung und Gewährung so, als stünde es noch immer unter dem

Druck der früheren Versagung. Es hat durch seinen inneren — neurotischen — Konflikt die Fähigkeit zur Anpassung verloren und wird sie erst wiedergewinnen, wenn seine Neurose geheilt ist. Der Fürsorgeerzieher, der nicht auch Neurosen zu heilen versteht, ist hier mit seinen Möglichkeiten zu Ende.

Die Erzieher, Fürsorgeerzieher und Heilpädagogen stehen alle vor Aufgaben, für die sie bisher in keiner Weise ausgerüstet waren. Die Erzieher sollen, wie wir gehört haben, vorbeugend wirken, Fehler vermeiden, und die Neurosen, bei der Generation, die sie aufziehen, dadurch an Zahl herabsetzen, daß sie sich wenigstens auf die notwendigen Härten der Erziehung beschränken und die überflüssigen vermeiden. Die Fürsorgeerzieher und Heilpädagogen sollen Schäden, die nicht vermieden werden konnten, zu heilen versuchen. Wenn die Erzieher ein Recht darauf haben, von der Psychoanalyse Kenntnisse vermittelt zu bekommen, die ihnen die Kritik an der eigenen Arbeit ermöglichen, so verlangen die Heilpädagogen nicht zu viel, wenn sie für die Bedürfnisse ihrer Arbeit auch in die psychoanalytische Behandlungsmethode, wenigstens die Behandlungsmethode für Kinder, eingeführt werden wollen.

Vielleicht liegt es an diesem aus der Außenwelt andrängenden erwartungsvollen Interesse, daß innerhalb der psychoanalytischen Vereinigungen in den letzten Jahren die Kinderanalyse eine überraschende Entwicklung und eine Veränderung ihrer Stellung durchgemacht hat. Noch vor einem Jahrzehnt waren die Versuche zur direkten psychoanalytischen Arbeit mit Kindern vereinzelte Kuriositäten. Heute gibt es eine ganze Anzahl von Analytikern, die sich mehr oder weniger ausschließlich mit diesem Gebiet beschäftigen. Im Laufe der Arbeit und Forschung haben sich zwei in der Technik ziemlich scharf von einander geschiedene Richtungen der Kinderanalyse herausgebildet, die von Melanie Klein in London einerseits und von mir in Wien anderseits vertreten und gelehrt werden.

Die Kinderanalyse hat es sogar in der letzten Zeit in der Einschätzung bei Außenstehenden zu einer Selbständigkeit gebracht, auf die sie vielleicht gar kein Recht hat. Als Spezialität und Modifikation innerhalb der Analyse läßt sie sich am ehesten der psychoanalytischen Psychosentherapie, wie sie bei Dr. Simmel in Berlin geübt wird, oder der psychoanalytischen Behandlung der Dissozialität, wie August Aichhorn sie lehrt, an die Seite stellen. Aber die nähere Überlegung zeigt, daß sie diesen beiden an Selbständigkeit durchaus nicht gleichkommt. Bei der Psychosen- und der Verwahrlostentherapie handelt es sich um eine Erweiterung des Anwendungsgebietes der analytischen Therapie, von der Neurose, auf die sie anfangs beschränkt war, auf andere pathologische Zustände, die ihr bis dahin nicht zugänglich waren. Die veränderten, oft geradezu entgegengesetzten psychischen Mechanismen, die diesen Erkrankungen zugrunde liegen, führen zu den Veränderungen an der klassischen analytischen Technik, die die beiden Spezialtherapien aufweisen. Die Kinderanalyse ist aber ebenso wie

die Erwachsenenanalyse eine Neurosentherapie. Sie arbeitet ebenso wie die Analyse der Erwachsenen an der Aufdeckung des verdrängten Unbewußten und der Deutung der Übertragung, um einen neurotischen Konflikt zu lösen. Sie ist im Grunde durchaus keine Neuerung. Auch ehe die Analytiker sich mit allen möglichen Hilfsmitteln direkt mit kleinen Kindern in Verbindung gesetzt haben, ist die Analyse der Kindheit Ziel und Zweck jeder analytischen Behandlung gewesen. Die analytische Forschung hat aufgedeckt, daß jede Neurose des erwachsenen Lebens eine Neurose der Kindheit zum Vorläufer hat. Die erwachsene Neurose wäre ohne ihr Vorspiel im infantilen Leben nicht möglich. Aber die Kinderneurose, die mit zur Entwicklung gehört, kann von selbst heilen, auch ohne zum Anlaß für eine spätere Erkrankung zu werden. Die analytische Therapie hat es seit langem als ihre Aufgabe erkannt, von der Neurose unter der der erwachsene Patient leidet, den Weg zurück zur infantilen Neurose zu verfolgen. Die Heilung der Neurose des erwachsenen Lebens ist erst dann gesichert, wenn der neurotische Konflikt der Kindheit in der Rückschau aufgelöst wird.

Der Unterschied zwischen Kinderanalyse und Erwachsenenanalyse besteht darin, daß sie die infantile Neurose direkt angreift, ohne ihre spontane Heilung oder ihre spätere Wiederkehr in der Erwachsenheit abzuwarten. Sie hat den Vorteil, daß sie als frisches, rezentes Material kennen lernt, was bei der Behandlung des Erwachsenen erst von vielen darübergelagerten Schichten befreit, mühsam ausgegraben und aus Verzerrungen und Entstellungen rekonstruiert werden muß. Der Rückweg zu den frühzeitigen krankmachenden Erlebnissen, zu denen sie sich hinarbeiten muß, zu den Erfahrungen des Oedipuskomplexes und der Kastrationsangst, zu den ersten Liebesenttäuschungen und Versagungen, die wiederbelebt werden sollen, ist unvergleichlich kürzer. Dafür aber arbeitet sie mit einem in seinem Urteil und seiner Intelligenz noch ungereiften Patienten, der nicht wie der Erwachsene imstande ist, sich mit dem Analytiker in die mühsame therapeutische Arbeit zu teilen. Die verdrängten Erlebnisse, zu denen sie sich hintasten soll, liegen näher, aber die Spuren, die zu ihnen führen, sind noch weniger deutlich zu erkennen als in den späteren Jahren, in denen das immer weiter fortschreitende Mißlingen der Verdrängung uns Anhaltspunkte für unsere analytische Suche liefert. Die sprachliche Ausdrucksfähigkeit ist weniger gut ausgebildet, die symbolische Ausdrucksweise in Handlungen, die man zum Ersatz nehmen möchte, ist noch stärkeren Anzweiflungen ausgesetzt als der sprachliche Ausdruck. Dazu kommt, daß man mit einem in fortwährender Verwandlung begriffenen Patienten arbeitet, der Entwicklungsschüben ausgesetzt ist, die die notwendige Ruhe und Gleichartigkeit der Situation, die wir für die analytische Arbeit brauchen würden, empfindlich stören.

Trotz dieser Erschwerungen soll der Kinderanalytiker an der infantilen Neurose dieselbe Arbeit leisten, die der Analytiker des Erwachsenen an der

späteren Neurose zustande bringt. Es muß ihm gelingen, hinter der Angst, den Hemmungen, den phobischen oder zwangsneurotischen Erscheinungen des Kindes den neurotischen Konflikt aufzudecken, der diese Krankheitserscheinungen erzeugt. Das heißt, er muß die beiden streitenden Parteien finden, die verschiedenen Anteilen der kindlichen Person angehören: ein Drängen nach Befriedigung eines Wunsches, das aus dem Triebleben kommt, und eine Versagung, die das Über-Ich des Kindes diesem Triebverlangen entgegengesetzt hat. Er muß aufdecken können, mit welchen psychischen Mitteln, der Verdrängung, der Verleugnung, der Flucht, diese beiden Mächte ihren Streit miteinander ausgetragen haben, und welchen Kompromiß sie schließlich miteinander abgeschlossen haben. Er muß den Kompromiß rückgängig machen, die vollzogenen Verdrängungen aufheben und die beiden kämpfenden Kräfte dann beide voll bewußt einander von neuem gegenüberstellen. Hier werden sich ihm wieder zwei Unterschiede gegenüber der Arbeit an der Neurose der Erwachsenen aufdrängen. Der eine Unterschied besteht darin, daß das Über-Ich des Kindes, das die Triebregungen so streng beurteilt und ihre Verdrängung anregt, noch nicht so selbständig ist, wie es sich geberdet, sondern noch stark unter dem Einfluß irgendeiner geliebten Erzieherperson arbeitet, von der es eine ähnliche Beurteilung erst vor kurzem erfahren und gelernt hat. Schwankungen in seiner Liebe zu dieser Person werden auch noch Schwankungen in seinem Verhalten dem Trieb gegenüber zur Folge haben können. Das Verhältnis zwischen den Trieben und dem Ich des Kindes stabilisiert sich erst nach dem Ablauf der infantilen Neurose so, daß es von den Veränderungen in den Liebesbeziehungen unabhängig wird. Durch diese Abhängigkeit des kindlichen Über-Ichs erklären sich manche überraschende Charakterveränderungen während der Kinderanalyse, die nicht allein auf die analytische Arbeit, sondern auf den direkten Einfluß des Analytikers zurückzuführen sind.

Der zweite Unterschied besteht darin, daß das Kind nach Beendigung der eigentlich analytischen Arbeit, das heißt nach dem Bewußtwerden der Konfliktsituation, die die Krankheit herbeigeführt hat, nicht ganz ohne Hilfe des Analytikers auskommen kann. Das unreife Kind wird die schwierige Frage, was es mit den bewußten Widersprüchen in seinem eigenen Innern anfangen soll, nach der Analyse nicht sehr viel besser lösen können als vorher. Es besteht die Gefahr, daß es sich in seiner Ratlosigkeit wieder derselben Mittel, also der Verdrängung oder Kompromißbildung bedient, die ihm am nächsten liegen oder, wenn es inzwischen den Mut gefunden hat, zur direkten Triebbefriedigung übergeht. Es bedeutet eine ernstliche Abweichung von dem Verhalten in der Erwachsenenanalyse, aber doch nur eine Anpassung an die Unreife der kindlichen Urteilskraft, wenn der Kinderanalytiker der Lösung des inneren Konflikts nach der Analyse die Richtung weist, anstatt diese Hilfeleistung wieder den Eltern oder Erziehern des Kindes zu überlassen, die offenbar schon einmal dabei versagt und damit die Bildung der Neurose begünstigt haben.

Diese beiden letztgenannten Unterschiede zwischen der Kinderanalyse und der Analyse des Erwachsenen sind prinzipieller Natur. Ihre Grundlage ist im ersteren Falle die größere Unselbständigkeit des infantilen Über-Ichs, die der Außenwelt, dem Liebesobjekt, noch einen deutlichen Einfluß auf die Neurosenbildung einräumt; im zweiten Falle liegt die Ursache für das geänderte Verhalten des Analytikers in dem Abstand zwischen der intellektuellen und ethischen Urteilskraft des Kindes und des Erwachsenen. Von diesen beiden Punkten abgesehen, sind die Modifikationen der analytischen Technik in der von mir vertretenen Kinderanalyse nur nebensächlicher Art. Es ist selbstverständlich, daß man dem Kind, seinem Alter entsprechend, in vielen Augenblicken anders gegenüber treten muß, als dem Erwachsenen; daß man ihm die Arbeit angenehmer machen muß, weil seine Einstellung zur analytischen Arbeit, wie zu jeder Arbeit überhaupt, weniger ernsthaft und ausdauernd ist, als die des Erwachsenen; daß seine Einschätzung der psychischen Gesundheit eine weniger hohe ist, weil es die Störung seiner Leistungs- oder Genußfähigkeit noch nicht an allen Situationen der Außenwelt zu spüren bekommt; und daß schließlich die Krankheitseinsicht bei seiner erwachsenen Umgebung, der Herstellungswille ständig im Analytiker lebendig sein muß, um die Angleichung an die Verhältnisse der erwachsenen Analyse herbeizuführen. Die kleinen Veränderungen der Technik, die sich aus diesen Umständen ergeben, sind nicht erwähnenswert. Sie erwachsen als Selbstverständlichkeit aus den jedermann bekannten Unterschieden zwischen der erwachsenen und der kindlichen Persönlichkeit.

Die Schwierigkeiten, die die Kinderanalyse vor der Erwachsenenanalyse voraus hat, werden schließlich alle wieder durch die unendlich viel größeren Möglichkeiten des Erfolges aufgewogen. Die Unabgeschlossenheit der Entwicklung, die uns für die Analysentechnik so oft als Hindernis entgegentritt, ist gleichzeitig die beste Unterstützung für den Enderfolg. Die Persönlichkeit des Kindes ist noch nicht endgültig ausgeprägt, die Beeinflussungsmöglichkeiten zwischen den einzelnen Teilen seiner Person, seinem Triebleben, seinem Ich und seinem Über-Ich sind noch veränderlich, ins Ich aufgenommene Identifizierungen mit geliebten Personen lassen sich noch rückgängig machen, die Übergänge zwischen dem Unbewußten und dem Bewußten sind noch fließend, die Reaktionsbildungen noch nicht erstarrt, Sublimierungsmöglichkeiten stehen noch nach allen Seiten offen. Der Patient braucht die Rücksicht auf schon vollzogene Entscheidungen, wie Berufs- oder Ehewahl nicht zum Anlaß nehmen, um an krankhaften Einstellungen und Liebesbedingungen festzuhalten. Wir wissen ja, daß in der Analyse der Erwachsenen der Verlust an psychischer Bildsamkeit, der Grad der Erstarrung, eine beachtenswerte Schwierigkeit darstellt und dürfen uns klar machen, daß wir beim Kinde mit dem vollen Ausmaß einer Eignung arbeiten, von der beim Erwachsenen nur ein größerer oder kleinerer Rest erhalten ist. Darum gelingt die Auflösung der infantilen Neurose, —

wenn auch nicht viel schneller — so doch gewöhnlich viel gründlicher als in der Erwachsenheit.

Diesem Optimismus über den Erfolg der Kinderanalyse muß man entgegenhalten, daß die infantile Neurose auch spontan heilt, oder doch jedenfalls nach Abschluß der ersten Kindheit für einige Jahre zu verschwinden pflegt, um erst in der Pubertät wiederzukehren. Vielleicht trifft die analytische Therapie hier wieder nur auf einen Entwicklungsschub, der das Kind auf jeden Fall in die zeitweilige Gesundheit hinübergeleitet hätte.

Es wird sicherlich nicht möglich sein, alle Kinder zur Zeit ihrer infantilen Neurose zu analysieren, um eventuellen Narbenbildungen bei der Spontanheilung, der Entstehung übermäßiger Reaktionsbildungen und Einschränkung der Entwicklungsmöglichkeiten entgegenzuarbeiten. Im Falle der Erwachsenenanalyse liegt die Entscheidung, ob die Schwere der Neurose es berechtigt, dem Patienten die mühsame Arbeit der Analyse zuzumuten, gewöhnlich nicht beim Analytiker. Der Patient selbst entscheidet je nach dem Grade seines Leidens, ob er sich an die Analyse um Hilfe wenden soll. Dieser subjektive Maßstab fehlt im allgemeinen beim neurotischen Kind. Mit Ausnahme bestimmter Krankheitsformen, besonders der Angstzustände, leidet das Kind verhältnismäßig wenig unter seiner Neurose. Hier wird die Störung, die das neurotische Kind für die Umgebung bedeutet, oder das Stocken seiner Entwicklung, das sich in einem Zurückbleiben gegenüber den Altersgenossen äußert, in den meisten Fällen zum Anlaß für den Beginn einer Behandlung werden. Leider bestimmt die Umgebung auch häufig die Beendigung der Behandlung nicht nach dem Zeitpunkt der endgültigen Lösung des neurotischen Konflikts, sondern nach der Ermäßigung des störenden Benehmens und schon den ersten Anzeichen des Wiedereinsetzens der normalen Entwicklung.

Der Erzieher, der die Schwere der infantilen Neurose zu beurteilen hat, um danach über ihre Vernachlässigung oder ihre Behandlung zu entscheiden, der Fürsorgeerzieher oder Heilpädagoge, von dem man diese Behandlung erwartet, können beide ihre Aufgabe ohne Unterweisung und Schulung in der Psychoanalyse nicht erfüllen. Sie drängen darauf, aus der Kinderanalyse ein Spezialgebiet zu machen, das man der Ausbildung an pädagogischen und sozialen Akademien einfügen könnte. Aber diese Forderung ist unerfüllbar. Die spezielle Ausbildung zum Kinderanalytiker mit Umgehung der allgemeinen analytischen Ausbildung ist ebenso unmöglich wie etwa eine spezielle Ausbildung zum Kinderarzt mit Umgehung des Studiums der allgemeinen Medizin. Die Ausbildung zum Kinderanalytiker ist ein Zusatz zur analytischen Ausbildung, kein Ersatz für sie. Der Kinderanalytiker braucht bei der Behandlung der infantilen Neurose alle theoretischen und praktischen Kenntnisse, die die Behandlung der erwachsenen Neurose erfordert. Darum soll der Weg zur vollen analytischen Ausbildung und damit zur Ausbildung in der Kinderanalyse dem in der Praxis bewährten Pädagogen und Heilpädagogen, der die Mühe nicht scheut, zu jeder Zeit offen stehen.

Psychoanalyse eines Kindes mit Stehlzwang

Von Estelle Levy, New-York, z. Z. Wien

Die vorliegende Arbeit bringt eine acht Monate lange Behandlung eines Kindes zur Darstellung, das wegen Stehlens zu mir gebracht wurde. Die Pflegeeltern des Kindes, durch sein Verhalten und ihre Unfähigkeit, es zu beeinflussen, mutlos geworden, waren nahe daran, das Kind einer Besserungsanstalt zu übergeben. Sie entschlossen sich aber, dem Kinde die Behandlung bei mir noch als letzte Chance zuteil werden zu lassen, erhofften sich aber nicht viel davon.

Peter[1] wurde mir durch seine Pflegemutter, Frau Trojan[1], gebracht. Er war zu diesem Zeitpunkt achtdreiviertel Jahre alt, war ein hübscher aufgeweckter Junge, körperlich und geistig gut entwickelt.

Frau Trojan sagte, er stehle schon seit längerer Zeit. Anfangs sah sie es als gewöhnliche Unart an; als er größer wurde, war sein Stehlen doch zu einer ernsten Angelegenheit geworden. Sie beklagte sich auch über seine mangelnde Wahrheitsliebe. Der Schulerfolg war gut, die Klasse, in der er war, entsprach seinem Alter, er lernte gut und wies keinerlei Besonderheiten im Benehmen auf.

Peter war ein uneheliches Kind, seine Mutter war Hausgehilfin[1], sein Vater Kutscher[1]. Der Vater war seit dem Krieg meist arbeitslos. Er trug niemals etwas zur Erhaltung des Kindes bei und zeigte nicht das geringste Interesse für ihn. Wenige Wochen nach seiner Geburt gab Peters Mutter das Kind in die Kost zu einer alten Frau, der sie dafür einen minimalen Betrag zahlte. Die Frau und ihr Heim standen auf tiefster Stufe. Auch die Mutter zeigte kein Interesse für das Kind und stellte schließlich auch die Zahlungen ein. Die alte Frau wandte sich hierauf an die Fürsorgestelle.

Gerade zu jener Zeit suchte das kinderlose Ehepaar Trojan ein Kind, um es zu adoptieren. Durch die Schwester des Herrn Trojan, eine Fürsorgerin, lernten sie Peter kennen und beschlossen, ihn zu sich zu nehmen. Zu dieser Zeit war er zwei Jahre alt. Obwohl er aufgeweckt und lebhaft war, konnte er noch nicht sprechen und war in keiner Weise erzogen. Er war scheu und sehr schreckhaft. Frau Trojan fühlte, daß das Kind von der alten Frau mißhandelt worden sei. So war es, als es einmal eine Tasse fallen ließ, so entsetzt darüber, daß es sofort unter das Bett kroch und nicht hervorkommen wollte. Bis zum Beginne der Behandlung erfolgte seine Erziehung hauptsächlich durch körperliche Züchtigungen, denn auch seine Pflegeeltern kannten kein anderes Erziehungsmittel.

Trojan ist Anstreichermeister. Sein Einkommen entspricht den Bedürfnissen der Familie. Die Familie bewohnt Zimmer und Küche in einem Gemeindehaus, wofür ein geringer Zins gezahlt wird.

1) Alle Personen, Berufs- und Ortsangaben sind geändert.

Die Eheleute Trojan sind Freidenker, sie stehen etwas über dem Durchschnitt ihres Kreises, besonders Herr Trojan. Er ist Sozialist, voll tätigen Interesses an den gewerkschaftlichen Angelegenheiten und ist Obmann der Elternvereinigung in der Schule, die Peter besucht.

In materieller und intellektueller Beziehung erfreut sich Peter größerer Vorteile als der Durchschnitt der Kinder seiner Umgebung; doch stehen die Eltern ihm kalt und zurückhaltend gegenüber. Ob sie von Natur aus ihm wenig entgegenkommen oder ob diese Haltung nur die Antwort auf ihren Erziehungsmißerfolg bei Peter war, wußte ich damals nicht zu entscheiden. Jedenfalls waren sie sehr streng.

Bei meinem ersten Zusammentreffen drückt die Mutter ihr Bedauern aus, das Kind angenommen zu haben und meint, sie wäre sich der Verantwortung, die sie mit der Pflege des Kindes übernommen habe, nicht bewußt gewesen und Peter bereitete ihr bisher mehr Unannehmlichkeit als Freude.

Schon als Peter dreieinhalb Jahre alt war, nahm er Gegenstände und steckte sie in die Tasche, aber sie beachtete dies zu jener Zeit nicht. Als er ungefähr sechs Jahre alt war, begann er auch andere Leute zu bestehlen. So stahl er einen Ball in einem Spielwarengeschäft, worauf ihn die Mutter zwang, den Ball zurückzutragen und zu sagen, daß er ihn genommen habe. Er nahm auch anderen Kindern Sachen weg. Er wurde dann geprügelt und mußte die Sachen zurückgeben und gestehen, daß er sie genommen hatte. Ein Jahr hindurch hatte er, wenn die Mutter ihn etwas besorgen schickte, zu wenig Geld zurückgebracht und auch kleine Summen aus ihrer Geldtasche genommen. Einigemale vermißte Herrn Trojans Mutter kleinere Beträge in ihrer Börse, nachdem Peter sie besucht hatte.

Trojans versuchten alles, das Kind vom Stehlen abzubringen, aber ohne Erfolg. Bis eine Woche bevor die Frau zu mir kam, wußte Peter nicht, daß sie nicht seine wahren Eltern seien. Als letzten verzweifelten Versuch sagte Frau Trojan ihm die Wahrheit über seine Herkunft und drohte ihn wegzugeben, wenn er sich nicht bessere.

Tags vorher war Frau Trojans Namenstag und ihr Mann brachte ihr eine Schachtel Zuckerln. Sie gab Peter davon und legte die Schachtel dann ins Schlafzimmer; da sie ausgehen mußte und Peter allein blieb, sperrte sie die Schlafzimmertür ab. Nachts entdeckte sie dann, daß die Schachtel ausgeplündert war. Peter leugnete; aber Frau Trojan war von seiner Schuld überzeugt, denn als sie ihn beschuldigte, wurde er rot und verlegen. Sie erzählte mir, er verrate sich immer auf diese Weise. Wenn er unschuldig war, zeigte er auf eine Beschuldigung keinerlei Reaktion. Nach einem langen und peinlichen Auftritt gestand er dann den Diebstahl der Zuckerln. Er hatte herausgefunden, daß der Schlüssel der äußeren Wohnungstür auch das Zimmer öffnete und war so in das Zimmer gekommen. Eine solche Schlauheit bei einem Kind seines Alters überzeugte Frau Trojan von seiner

„verbrecherischen" Anlage, die er, wie sie meinte, geerbt hatte. Sie hielt ihn für hoffnungslos verloren. Sie betrachtete Peters Verhalten dabei gleichzeitig als Folge ihrer Erziehung, was für sie besonders schmerzlich war.

Peter war noch nicht gesetzlich adoptiert. Frau Trojan war bereit, ihn behandeln zu lassen, erklärte aber, daß sie ihn unter keinen Umständen adoptieren würde.

Die Behandlung

Peter kam immer regelmäßig und pünktlich und war freundlich und gesprächig. Die ersten Stunden vergingen damit, daß wir miteinander bekannt wurden, den Zweck seines Kommens besprachen und ich ihm sagte, was ich von ihm erwarte; z. B. daß er aufrichtig sein und mir alles sagen müsse, auch Unangenehmes und daß das, was wir miteinander besprächen, nur unter uns bleiben und anderen nicht mitgeteilt werden solle. Was ich zu tun versuchte, war, die Behandlung einzuleiten wie für eine Analyse, obwohl ich zu der Zeit keinen Grund hatte zu erwarten, daß ich die analytische Methode werde anwenden können. Ich erwartete auch nicht, daß er aufrichtig sein werde.

Obwohl wir häufig Gelegenheit hatten, die Gründe für sein Kommen zu besprechen, hatte Peter in den ersten Monaten keine Einsicht in die Notwendigkeit einer Behandlung. Er war unersättlich im Lesen von Büchern, besonders von Abenteurergeschichten, die er mir in der Stunde erzählte. Beim Erzählen identifizierte er sich immer mit den Helden. Es wurde bald klar, daß er ganz in einer Welt von Phantasien und Tagträumen lebte. Ich hörte mit großem Interesse seine Erzählungen an, machte aber dazu keinerlei Bemerkungen im Sinne einer Deutung.

Seit ich Peter als Helden anerkannte, wurde er mutiger. Mehrere Charaktereigenschaften, über die seine Mutter geklagt hatte, wurden nun offenbar, er wurde prahlerisch und verlogen. Er übertrieb und dramatisierte alles, nach seinem Reden ragte er in allem, was er tat, hervor. Eines Tages hatte er einige „Kugerln" (Kügelchen zum Spielen) in seiner Tasche und rühmte sich, wie ausgezeichnet er Kugerl spielen könne. Er sagte, er gewinne immer, schlage jeden Buben, der ihm unterkomme und habe über tausend Kugerln zuhause, die er gewonnen habe. Daraufhin schlug ich ihm vor, mit mir zu spielen. Als er verlor, begann er zu schwindeln; dann fand er Ausreden, er sei nicht gewohnt auf einem Teppich zu spielen usw., und obwohl er öfter verlor, als er gewann, behauptete er weiterhin, er sei der beste Kugerlspieler. Das war charakteristisch für ihn zu jener Zeit; man konnte ihn bei den auffälligsten Lügen ertappen, aber ihn nie dazu bringen, zuzugeben, daß er Unrecht habe. Das war es, was seine Pflegeeltern so ärgerlich und mutlos machte. So prahlte er viel mit seinen athletischen Fähigkeiten und seinem Mut, obwohl seine Mutter feststellte, daß er in Wirklichkeit ein rechter Feigling war, der nur mit kleineren Jungen raufte.

Während der ersten Zeit der Behandlung stahl er weiter. Eines Tages zeigte er mir ein billiges Federmesser und erzählte, er habe es gefunden.

Er brachte ausführlich eine lange Geschichte vor, wo er es gefunden habe; jemand müsse es im Herbst verloren haben und es müsse über den ganzen Winter im Schnee gelegen sein. Ich war darüber erstaunt, daß es nicht rostig war; er ging darauf nicht ein, verriet sich aber durch folgende Geschichte: Sobald seine Mutter das Messer bei ihm entdeckte, habe sie ihn beschuldigt, es gestohlen zu haben und sei in die Schule gegangen, es dem Lehrer zu sagen. Der Lehrer habe in der Klasse das Messer in die Höhe gehalten, so daß jeder es sehen konnte und habe gefragt, wem es gehöre. Peters Nachbar sagte, es sehe einem Messer ähnlich, das er verloren habe, aber bei näherer Besichtigung meinte er, es sei nicht das seine, und der Lehrer gab es Peter zurück.

In Wirklichkeit hat die Mutter ihn nur gefragt, woher er das Messer habe und die Geschichte vom Gang in die Schule usw. war erfunden. Einige Zeit darauf erzählt mir Peter, er habe das Messer seinem Nachbarn gestohlen, es aber zurückgegeben. Er hatte keinerlei Gewissensbisse und gab es nicht aus Schuldgefühl zurück, sondern nur aus praktischen Gründen. Zuhause hatte er für das Messer nicht viel Verwendung und in der Schule konnte er es nicht benützen. Wären nicht sein Erröten und seine Verlegenheit gewesen, die er beide nicht verbergen konnte, so hätte man meinen können, daß Peters ethisches Gefühl schlecht entwickelt sei.

Was folgt, ist ein Beispiel für eine andere Art von Phantasie in dieser Periode. Frau Trojans Vater besitzt einen Bauernhof. Peter hatte dort mit sechs Jahren einen sehr schönen Sommer verbracht und hatte seither große Sehnsucht dahin zurückzukehren. Er hoffte die diesjährigen Sommerferien dort verbringen zu können und war sehr enttäuscht, als er erfuhr, seine Mutter habe andere Pläne. Eines Tages erzählte er, alle Verwandten seiner Mutter aus Niederheim kämen nach Wien zu Besuch; er beschrieb mit großer Genauigkeit alle Vorbereitungen, die getroffen wurden, die Gäste aufzunehmen. Er nannte den Tag ihrer Ankunft und an diesem Tage sagte er: „Wenn ich nachhaus komme, wird die Mutter am Bahnhof sein, um unsere Gäste zu erwarten.“ Das war an einem Freitag; am Montag beschrieb er dann alles, was sie während des Wochenendes getan hätten. Die ganze Geschichte klang durchaus glaubwürdig bis auf alle Einzelheiten und erst nach einer Besprechung mit der Mutter kam ich darauf, daß das Ganze Erfindung war.

Seine Phantasien zu dieser Zeit waren, wie die meisten Kinderträume, einfache Wunscherfüllungen. Da Peter Niederheim nicht in Wirklichkeit aufsuchen konnte, brachte er es in seiner Phantasie zu sich. Aber die Phantasien nahmen bald einen mehr neurotischen Charakter an.

Es war kein Anzeichen da, daß Peter die Drohung der Mutter, ihn fortzugeben, wirklich begriffen hätte; er hatte sogar kaum eine Woche später die Zuckerlschachtel geplündert. Wahrscheinlich hatte er diese gefährliche und unangenehme Drohung sofort verdrängt. Als er aber eines Tages gerade darüber redete, was er als Erwachsener tun würde, sagte er unter

anderem: „Die Verhältnisse sind hier so schlecht, daß ich wahrscheinlich in ein fremdes Land gehen werde, um Arbeit zu finden." Nachdem er das gesagt hatte, konnte man ihm deutlich ansehen, wie erschrocken er selber darüber war; er wurde rot und fuhr ganz aufgeregt fort: „Aber da wäre ich ganz allein unter Fremden; nein, nein, es ist mir gleich, wie schlecht es hier ist, ich bleibe hier, ich gehe nicht fort." Er war während der übrigen Stunde sichtlich gedrückt; sogar als das Gespräch auf Dinge kam, die ihn sonst interessierten und ihm gefielen, kehrte seine gewöhnliche Munterkeit nicht wieder.

Seine Bemerkungen stellten einen Versuch dar, eine drohende Tatsache in eine Wunschphantasie umzuwandeln. Jemand hatte versucht ihn zu kränken (seine Mutter hatte gedroht ihn fortzuschicken und ihm zu verstehen gegeben, daß eine solche Veränderung für ihn nicht günstig sein werde); statt von Hause fortgeschickt zu werden, kam er in seiner Phantasie freiwillig in ein fernes Land, wo er Arbeit fand und auf diese Weise eine bessere Stellung erlangte. An diesem Punkt versagte die Phantasie und die ganze Ängstlichkeit brach, wohl im Zusammenhang mit der früheren Drohung, durch.

Die Sommerferien nahten. Wenn ich dem, was ich bisher getan hatte, einen Namen geben sollte, müßte ich es eine Periode der Beobachtung nennen. Die ersten drei Wochen vergingen damit, gute Beziehungen zwischen Peter und mir herzustellen. Nachdem ich sein Vertrauen gewonnen hatte, wurden die nächsten Monate damit zugebracht, seine Art zu reagieren zu beobachten. Ich fand ihn unwahr, er log und stahl, er war prahlsüchtig und zeigte eine starke Neigung zum Phantasieren. Er versuchte den Eindruck eines unverfrorenen und kecken Jungen zu machen. Flüchtige Beobachter hätten ihn für asozial gehalten, für ein Kind mit mangelhaft entwickeltem moralischem Sinn. Auch ich hätte mich täuschen lassen, wenn nicht sein schlechtes Gewissen im Erröten und in charakteristischen Zügen seines Benehmens zum Ausdruck gekommen wäre. So hatte er eine bestimmte Art, den Kopf hängen zu lassen, die einer eigentümlichen Mischung von Verlegenheit und Scham entsprach. Dazu kam, daß er sehr leicht deprimiert wurde.

Während ich mich bemühte, sein Vertrauen zu gewinnen und zu erhalten, versuchte ich auch, Krankheitsbewußtsein und Einsicht in die Notwendigkeit einer Behandlung zu erwecken. Der Grund, warum ich zu dieser Zeit keine Deutung gab, war der, daß ich Peter noch nicht reif dafür fand. Im Moment, wo ich dergleichen versuchte, stieß ich auf einen solchen Widerstand, daß daran unsere Beziehung völlig zu scheitern drohte. Der Widerstand bei Peter war nicht so, wie gewöhnlich beim Jugendlichen, eine bloße Ablehnung, die Deutung anzunehmen oder irgendeine Art negativer Reaktion, wie wir ihr in jeder Analyse begegnen. Er zeigte durchaus keine Änderung in seinem Benehmen mir gegenüber, aber er wurde für Tage ganz farblos, so daß ich das Gefühl hatte, vor einer Mauer zu stehen. Ich

fühlte, daß ich nicht weiter auf dieser Deutung bestehen durfte, sonst würde Peter Mittel finden, aus der unerträglichen Lage, in die ich ihn zwang, zu entfliehen. Ihm fehlte noch jede Krankheitseinsicht; ohne eine solche gab es aber keinen Grund für ihn, die Unlust zu ertragen, die ihm das Bewußtwerden seiner unbewußten Gedanken bringen mußte. Auch war seine Bindung an mich noch nicht stark genug. Es gelang aber nach und nach ihm beizubringen, daß ich alle seine Ausflüchte durchschaute und ihn doch nicht verurteilte, sondern verstehend und teilnehmend blieb.

Er begann Fortschritte zu machen. Soviel ich von Peter wie von seiner Mutter erfuhr, hatte er durch einige Zeit nichts gestohlen und sein Benehmen Frau Trojan gegenüber, das sehr unfreundlich gewesen war, besserte sich. Diese Besserung war, wie ich glaube, darauf zurückzuführen, daß er mir gefallen wollte und auch darauf, daß er seine Phantasien aussprechen konnte. Daß er nun Gehör fand und die Möglichkeit hatte, seine Phantasien jemandem mitzuteilen, der ihm wohlwollte und ohne zu verurteilen ihn anhörte, gab ihm Mut und gewährte auch ein Stück Befreiung einem Teil seiner unterdrückten Affekte.

Ehe er nun auf Sommerferien ging, versicherte mir Peter, daß ich keine Ursache haben sollte, mich über sein Benehmen während seiner Abwesenheit zu beklagen. Seine Mutter war so zuversichtlich, daß sie meinte, er sei geheilt. Ich erklärte ihr jedoch, daß meiner Meinung nach, Peter noch weitere Behandlung brauche und daß sie weder überrascht noch entmutigt sein solle, wenn sein gutes Benehmen nicht anhalten sollte. Frau Trojan wollte die Behandlung abbrechen, zu einem Zeitpunkte, da sie nach meiner Meinung noch nicht einmal begonnen hatte. Wie so viele andere, glaubte auch sie, daß mit dem Verschwinden der Symptome die Kur bereits erfolgreich beendet sei. Bedauerlicherweise konnte man ihr nicht die tatsächliche Lage erklären; sie hätte es nicht verstanden; da das Kind regelmäßig zu mir gekommen war, was für sie eine Behandlung bedeutete und da es nun nicht mehr stahl, so war es eben geheilt.

Was sie als Behandlung betrachtete, war jedoch nichts anderes als die einleitende Erforschung, die man jedesmal bei einem Kinderfall machen sollte, um die Diagnose zu stellen und die Art der Behandlung, der das Kind unterzogen werden soll, zu bestimmen. Ich stand also einer schwierigen Situationen gegenüber, wie sie häufig jenen begegnen, die sich mit dieser Art Arbeit beschäftigen. Ich konnte Frau Trojan ja nicht sagen wie wichtig es mir war, Peter wieder in Behandlung zu bekommen, um herauszufinden, ob nach den gemachten Erfahrungen eine Analyse möglich sei. Ich konnte ihr nur sagen, daß ich unter allen Umständen sie beide wieder zu sehen wünschte, um zu hören, wie Peter sich während des Sommers benommen habe.

Dabei hoffte ich heimlich, Peter würde etwas anstellen, was seine Rückkehr in die Behandlung notwendig erscheinen lasse; ich wußte ja, daß sein gutes Benehmen nicht andauern könne. Seine eigentlichen Probleme

hatte ich noch nicht berührt; aber es wäre schwierig gewesen, dies den Eltern beizubringen. Sein jetziges gutes Benehmen konnte sie über seine Behandlungsbedürftigkeit hinwegtäuschen, so daß ein neuerlicher Diebstahl die Lage ihnen viel hoffnungsloser erscheinen lassen mußte und sie sogar dazu hätte veranlassen können, ihrer ursprünglichen Absicht gemäß Peter in eine Besserungsanstalt zu geben; was für ihn gewiß verhängsvoll geworden wäre.

Bis Ende Oktober hörte ich nichts mehr von Peter; dann schrieb ich der Mutter und fragte wie es ihm gehe und wie er sich während des Sommers aufgeführt habe. Einige Tage später besuchte mich Frau Trojan. Sie erzählte, Peter habe bis zu dem Tag da ich schrieb, keine Schwierigkeiten gemacht. Sie waren für einen Teil des Sommers auf einem Bauernhof gewesen, wo Peter genügend Gelegenheit hatte sich auszutoben. Er hatte auch das Glück gehabt, einen Spielkameraden gleichen Alters dort zu finden und war sehr vergnügt gewesen. Natürlich konnte das nicht der wahre Grund für den Wechsel in Peters Verhalten gewesen sein. Wie ich bereits festgestellt habe, zeigte er besondere Fortschritte, schon ehe er aufs Land ging, und sein Benehmen während des Sommers war wohl denselben Ursachen entsprungen.

Einige Tage vor ihrem Besuch bei mir war Frau Trojan zur Modistin gegangen und hatte Peter mitgenommen. Gestern, so erzählte sie, hatte sie ihn fortgeschickt, etwas zu besorgen und als er nach seiner Rückkehr die Hand in die Tasche steckte, um den Rest des Geldes zurückzugeben, stach er sich in den Finger und schrie auf. Frau Trojan entdeckte hierauf eine Hutnadel und eine Schnalle in der Tasche, die Peter beide der Modistin gestohlen hatte. Sie erzählte auch, daß kürzlich ihre Schwiegermutter einiges Kleingeld aus ihrer Brieftasche vermißt hatte, nachdem Peter bei ihr zu Besuch gewesen war. Frau Trojan war nun gewillt, Peter weiter behandeln zu lassen.

In der ersten Stunde erzählte mir Peter, wie er den Sommer verbracht habe, dann sprach er vom Diebstahl der Nadel. Er ließ den Kopf hängen und wurde rot, während er davon erzählte. Ich fragte was ihn veranlaßt habe, die Nadel zu stehlen; er antwortete, als er sie sah, kam ihm folgender Gedanke: „Jö, das ist schön, das mußt du haben." Als er es hatte, dachte er nicht mehr daran, bis er sich in den Finger stach. Er hatte kein Bedenken gehabt, auch die Schnalle zu nehmen, da er sie nicht für besonders wertvoll hielt. Er sagte, er werde kein Geld mehr stehlen, „weil es keinen Sinn hat, Geld zu stehlen, sie kommen einem immer drauf." Peter denkt, wenn er etwas nimmt und die bestohlene Person vermißt es nicht, so hat er vollkommen recht, es zu behalten. Das Stehlen ist kein Unrecht, wenn man nicht erwischt wird. Sein Benehmen in der nächsten Zeit war ungefähr dasselbe, wie vor seiner Abreise, so daß ich die Art der Behandlung und mein Verhalten zu ihm nicht ändern konnte.

Während seine früheren Phantasien den Charakter einfacher Wunsch-

erfüllungsphantasien hatten, wurden sie nun ausgesprochen sadistisch. Er beschrieb darin rohe Straßenszenen von Kämpfen zwischen Platten[1]. Er war immer der Anführer einer dieser Platten und immer Sieger. Z. B. beschrieb er einmal einen Kampf zwischen zwei Platten; er erzählte, wie sie sich bewaffnet hätten und wie sie den Feind überraschten und als er fortsetzte, war er in seiner Phantasie bereits der Anführer der einen Platte. Zuerst bestand jede Platte aus einem Dutzend Buben, dann wurden je 50 daraus, dann 100, dann 250, bis er zum Schlusse der Anführer von 800 war. Er hatte Reservekompagnien, dann ein Bataillon, schließlich ein ganzes Regiment. Er erzählte mir alle diese Geschichten, als ob sie Wahrheit wären. Er verhängte sehr drastische Strafen über seine Feinde, gelegentlich in der Form, in der er gewohnt war, selbst gestraft zu werden; z. B. sie wurden geprügelt und mußten gestohlene Sachen dem Eigentümer zurückgeben. Wie phantastisch immer die Geschichten klangen, ich zeigte keinerlei Überraschung, äußerte keinerlei Mißtrauen in ihre Wahrheit.

So sehr seine Phantasien in der Erzählung auch sadistischen Charakter hatten, sie enthielten auch moralische Elemente; die Feinde, die er strafte, konnten als er selbst erkannt werden, so daß er in der Phantasie gleichzeitig Sünder und Rächer war. In seinem Unbewußten erkannte er also seine Schuld und die Notwendigkeit einer Strafe, die er dann über sich selbst verhängte. Er war also mehr neurotisch geworden.

In dieser Zeit sagte Peter einmal betrübt: „Wenn ich groß bin, möchte ich lieber ein Forscher als irgendetwas anderes sein und möchte im Urwald leben, wo ich kein Geld brauche." Er wünschte also sich selbst fern von jeder Versuchung.

Um dieselbe Zeit erzählte mir Peters Mutter, daß sie abends nie mit ihrem Mann ausgehen könne, weil Peter Angst habe, allein zu bleiben. Als ich mit Peter darüber sprach, sagte er, er fürchte sich nicht, allein gelassen zu werden, er wolle nur nicht allein bleiben, weil er sicher sei, seine Eltern würden ihn beschuldigen, daß er etwas angestellt habe. Er schützte sich also auch da wieder selbst vor Versuchungen.

Eines Tages, während ich ihm vorlas, bemerkte ich, wie er einen Zigarettenauslöscher, eine drollige kleine Messingfigur, von meinem Tische an sich nahm. Er brachte ihn bis zu seiner Tasche heran und legte ihn dann wieder zurück. Es tat mir leid, daß er ihn nicht behielt; wenn er erst mich bestohlen hätte, hätte ich ihn dazu bringen können, einzusehen, daß etwas geschehen müsse. Jetzt schien der Moment gekommen, mit der Analyse zu beginnen. Ich beschloß daher die Gelegenheit zu benützen und ihn dazu zu bringen, sein Hauptsymptom, nämlich das Stehlen, in die Übertragung zu bringen. Es hieß also, ihn dazu veranlassen, mich zu bestehlen.

Ich hatte eine Schachtel mit Spielzeug, Bleistiften, etwas Kleingeld und

1) Platten nennt man kleine Organisationen von Verbrechern oder auch von Straßenjungen in Wien.

verschiedenen andern Kleinigkeiten, an denen Kinder Interesse haben. Ich beschloß, Peter allein im Zimmer zu lassen und ihm so Gelegenheit zu geben etwas zu nehmen; aber als ich aufstand, um in ein anderes Zimmer zu gehen, scheinbar um mein Augenglas zu suchen, folgte mir Peter nach. Er wollte nicht allein bleiben. Hier also reagierte Peter in derselben Weise wie daheim, wo er auch nicht allein bleiben wollte; er schützte sich selbst vor der Versuchung, indem er sie vermied. Diese Reaktion zeigte wieder, daß Peter nicht wirklich asozial war; denn wäre er es gewesen, so hätte er die Gelegenheit begrüßt, allein gelassen zu werden um etwas zu stehlen.

Ich ließ ihn nun allein im Zimmer, wenn er kam; er spielte mit den Kleinigkeiten und zeichnete; einmal sagte er mir, er habe das Geld gezählt; die längste Zeit nahm er nichts. Eines Tages aber nahm er zehn Groschen. Ich sagte nichts, aber als ich die Sachen in die Schachtel zurücklegte, begann ich das Geld zu zählen. Kaum, daß Peter das bemerkte, nahm er gleich seine Börse heraus und gab die zehn Groschen zurück. Er ließ den Kopf hängen, errötete und war sehr betrübt, aber nicht halb so unglücklich, als i c h vorgab, es zu sein. Erst sprach ich über die Größe seiner Schuld, dann sagte ich ihm, daß ich nicht glauben könne, daß wirklich e r stehlen wolle; es müsse etwas in ihm sein, das ihn treibe böse Sachen zu tun. Es sei, als ob es zwei Peter gebe, ihn und einen inneren Peter. Er sei der Peter, der ein gutes Kind sein möchte und der innere Peter sei der böse, der ihn fortwährend zu Unfug dränge. Wir hätten nun diesen inneren Peter auszutreiben. Es werde ein hartes Stück Arbeit sein, aber wenn wir es gemeinsam unternehmen, würden wir sicher Erfolg haben. Und wenn es uns nicht gelinge, ihn zu vertreiben, werde der innere Peter stärker und stärker werden und Peters Leben sehr elend machen. Peter gab mir recht. Er wolle nicht schlecht sein und wünsche den inneren Peter so bald als möglich loszuwerden.

Wie ich früher erwähnte, konnte man Peter nie dazubringen, sein Unrecht einzusehen; es ist daher leicht zu begreifen, daß die Idee vom zweiten Peter ihm so zusagte. Er konnte nun jemand andern beschuldigen und mußte nicht mehr die volle Verantwortung für seine Übeltaten auf sich nehmen. Dies machte ihn auch Deutungen zugänglich; und von nun an begann ich ihm seine Phantasien zu erklären. Bis zu diesem Zeitpunkt war seine Angst zu groß gewesen, aber jetzt konnte er bequem den bösen Peter verurteilen, denn er brauchte nicht mehr alleine dazustehen, ausgeliefert der erwachsenen Welt voll Kritik und zorniger Verurteilung, er hatte mich zum Schutz. Von nun an konnte der gute Peter sich darauf verlassen, daß ich ihm gegen den bösen Peter helfen würde. Wir waren Verbündete geworden.

Wieder änderten sich die Phantasien. Nun gab es fast immer einen Mann, den er auslachte oder verfolgte, oder in irgend einer Weise beschämte. Das war entweder sein Vater oder ein Vaterersatz, sein Lehrer, der Katechet oder ein Wachmann. Wahrscheinlich, weil er die Verantwortung abwälzen

durfte, konnte er sich jetzt freier ausdrücken; es schien als ob die Phantasien mutiger geworden wären und als ob mehr von ihrem inneren Gehalt zutage träte. Hier einige Beispiele, denen man viele von der gleichen Art hinzufügen könnte. Peter erzählte, sein Onkel sei der Kommandant der Gendarmerie in Niederheim. Außer einem Revolver und einem Gummiknüttel habe er ein paar Handschellen. Er beschreibt dann, wie der Onkel ihm die Handschellen anlegt und wie er sich in der kürzesten Zeit aus ihnen befreit. Der Onkel steht dann, die Hände auf dem Rücken, im Gespräch mit jemandem. Da kommt Peter ganz still herbei und legt die Handschellen unbemerkt dem Onkel um die Handgelenke. Bald will der Onkel den Arm bewegen und entdeckt nun was geschehen war. Seine Bemühungen sich zu befreien bleiben jedoch erfolglos und da wird er sehr böse, zankt, droht usw. Alle verspotten ihn nun und machen sich über ihn lustig. Es war ja doch zu komisch, daß ihm das Werkzeug der Strafe zur eigenen Falle geworden war.

Eine andere Phantasie: Sein Vater hatte ihm zu Weihnachten ein Paar Skier geschenkt. Herr Trojan ist ein sehr guter Skifahrer. Es gab keinen Schnee in der Umgebung, daher hatte Peter noch keine Gelegenheit gehabt, seine Skier auszuprobieren, als er das Folgende vorbrachte.

Er fährt mit seinem Vater glatt über die Sprungschanze hinab, springt, kommt auf die Füße zu stehen und läuft weiter. Dann versucht sein Vater das Gleiche, fällt aber in den Schnee und kommt nur mit großer Anstrengung wieder auf die Beine. „Wie mußte ich lachen!", sagte er.

In der nun folgenden Phantasie geht Peter mit einigen Buben seiner Klasse in die Kirche. Er steht in der Nähe des Katecheten und bemerkt, daß dieser statt die Gebete zu sagen, nur murmelt. Da wirft einer der Buben ein Buch dem Geistlichen an den Kopf; ehe sich dieser von dem Schlage erholen kann, wirft ein anderer etwas nach ihm und so fort. Dabei übersteigert sich Peter immer mehr und endet damit, daß der Kirchendiener dem Priester zu Hilfe kommen muß und die Buben aus der Kirche jagt.

Peter triumphierte stets über alle Autoritätspersonen. Seine Rachephantasien sind so durchsichtig, daß jede Erklärung überflüssig ist. Er akzeptierte meine Deutung und gab zu, daß er auf seinen Vater böse sei, daß er ihn gerne lächerlich machen und solche Strafen über ihn und über alle andern Personen verhängen möchte, die über ihn gestellt sind. Seine Phantasien wandten sich nun immer deutlicher gegen den Vater. Die Deutung der oben angeführten Phantasien machte die Produktion der nun folgenden wahrscheinlich erst möglich.

Ich besitze einige Zeichnungen, die er um diese Zeit anfertigte und die sicherlich einige seiner Konflikte darstellen. Die erste Zeichnung zeigt einen Ritter in voller Rüstung in den Kampf reitend. Die zweite zeigt den Feind im Anrücken, während auf der dritten der besiegte Feind zu sehen ist. Der siegreiche Ritter steht mit erhobenem Schwert über seinem Opfer,

das ungefähr doppelt so groß ist wie er selbst, um ihm den Todesstoß zu geben. Der gefallene Ritter hält einen Teil eines gebrochenen Speeres in der Hand.

Ich fragte Peter, was die Zeichnungen bedeuteten. Er sagt, er hat in der Schule von den Rittern gelernt, daß der Sieger das Recht habe den Besiegten zu töten. „Ich bin der Ritter vom roten Kreuz (der Sieger). Sie können sehen, daß es derselbe wie auf den anderen Bildern ist, nicht wahr?" Ja, und wer ist das, frage ich und zeige auf den gefallenen Krieger. „Der Vater," antwortet Peter sofort. Dann errötet er und war sichtlich erschrocken. „Nein, nein," rief er, „nicht der Vater, Faker, Sie wissen, Herr Faker, der in unserem Haus wohnt."

Daß wir es hier mit der Vater-Sohnbeziehung zu tun haben, wäre auch ohne Peters Antwort klar gewesen. Der Inhalt seiner früheren Phantasien hatte dies schon erwiesen. Auch die Zeichnungen waren dahin verändert, daß der kleine Ritter den großen besiegt, ebenso wie er in seinen Phantasien den Vater oder sonst eine über ihm stehende Person demütigte und verfolgte. Der zerbrochene Speer wies ohne Zweifel auf Strafbefürchtungen wegen der Onanie hin; die Zeichnung verschob aber die Strafe von Peter, dem wirklichen Sünder, auf den Vater, den er in Wirklichkeit als Rächer fürchtete.

Peter sagte dabei ganz offen, daß er seinen Vater lieber habe als die Mutter. Nach den Äußerungen Peters und auch nach den persönlichen Eindrücken, liebte Herr Trojan den Knaben mehr, als seine Frau es tat. Diese war mit dem Buben sehr ungeduldig und schlug ihn oft. Dennoch beklagte er sich über sie nur selten. Bei einem Anlaß murrte er einmal und als ich seine Partei gegen die Mutter nahm, verteidigte er sie sofort.

Auch Herr Trojan war streng, aber er behandelte Peter mehr wie einen Kameraden. Sie besuchten zusammen die Museen und besprachen, was sie gesehen hatten. Vergangenen Sommer bauten sie gemeinsam ein Boot. Zu Weihnachten schenkte er ihm ein Paar Skier und lehrte ihn laufen. Er ist auch viel intelligenter und verständiger als seine Frau, beispielsweise beurteilte er Peters sexuelles Leben ganz richtig. Als der Bub kleiner war und onanierte, pflegte Frau Trojan ihn auf die Hand zu schlagen und ihm mit verschiedenen Strafen zu drohen. Peter onanierte gelegentlich auch jetzt noch, aber Trojan warnte seine Frau davor, es überhaupt zu beachten. Als Frau Trojan entdeckte, daß Peter über sexuelle Dinge orientiert sei, und sie einmal ein gewissermaßen obzönes Gespräch mit andern Schulkameraden belauschte, wollte sie ihm den Verkehr mit diesen Kindern verbieten und sich dem Lehrer gegenüber beklagen. Doch ihr Mann hielt sie davon ab. Trotz der Tatsache also, daß Trojan in der Realität verhältnismäßig nachsichtig war, spielte er in den Phantasien des Kindes immer die Rolle des Rächers.

Ungefähr um diese Zeit trat ein anderes bedeutendes Ereignis in Peters Leben. Frau Trojan hatte eine Schwester, deren Mann ein Taugenichts

war. Das Ehepaar lebte in Wien und hatte ein einziges Kind, ein kleines Mädchen von fünf Jahren. Diese Schwester, Frau Beck, erkrankte. Frau Trojan holte ihre kleine Nichte in ihr Haus, um ihrer Schwester die Sorge um das Kind abzunehmen. Bald zeigte sich, daß der Zustand der Frau gefährlich war und Hellie blieb bei der Familie Trojan bis nach dem Tode ihrer Mutter.

Erst war Peter entzückt bei dem Gedanken an eine Gespielin. Sein Benehmen ihr gegenüber war so großmütig und liebevoll, daß Herr Trojan sagte, Peter benehme sich wie ein Verliebter. Bald jedoch wurde er sehr eifersüchtig und dies nicht ohne Grund. Seine Mutter äußerte beständig, wenn auch verschleiert, die Drohung, ihn wegzuschicken und Hellie zu behalten. Das war wirklich das, was sie unbewußt und wahrscheinlich auch bewußt am liebsten getan hätte.

Vielleicht könnte jemand, in Unkenntnis der bei Kinderanalysen angewandten Technik, erstaunt sein, daß ich nicht zu Peters Mutter von seiner Eifersucht sprach und nicht versuchte, ihre Haltung ihm gegenüber zu ändern. Aber man möge sich daran erinnern, wie schwierig es war, Peter zur Einsicht in die Notwendigkeit einer Behandlung zu bringen. Hätte er daheim keine drängenden Konflikte gehabt, so wäre die Notwendigkeit meiner Hilfe bald vergessen gewesen und die Analyse hätte nicht fortschreiten können. Tatsächlich ging sie durch den Ansporn der drohenden Gefahr viel rascher vorwärts.

Die folgenden Phantasien sind gute Beispiele für die Art des Materials, das Peter mir brachte, als seine Impulse etwas freier wurden von Hemmungen und Verdrängungen.

Es war Sonntag morgens, die Eltern lagen im Bett; Peter begann den Vater zu kitzeln, so daß der Vater dabei unabsichtlich nach der Mutter stößt. Nun fängt Peter an zu übertreiben: Der Vater hat die Mutter ins Gesicht geschlagen, und so entstand eine richtige Rauferei zwischen den Eltern. Dann drehte der Vater sich um, um nach Peter zu schlagen; Peter versuchte den Schlag abzuwehren, indem er den Vater beim Ellbogen packte. Er traf ihn aber beim Handgelenk, wo er eine Verletzung hatte, und fügte ihm einen empfindlichen Schmerz zu.

Peter setzt diesen Streit in Szene, um seine Eltern zu entzweien. Dann, um die Stelle des Vaters bei der Mutter einzunehmen, läßt er ihn den Gebrauch seiner Hand einbüßen, die, wie leicht zu ersehen, an Stelle eines noch bedeutungsvolleren Organs steht. Durch die Methode, die er benützte, um die Eltern zu trennen, rächt er sich auch an der Mutter dafür, daß sie ihn dem Vater vorgezogen hatte. Die Ödipussituation tritt hier klar zutage.

Eines Tages erzählt mir Peter, er war mit dem Vater im Museum und sie haben die meiste Zeit in einem Saal mit Rüstungen verbracht. Er hatte dort einen tiefen Eindruck von der Rüstung eines Riesen empfangen.

„Ich wollte, ich wäre ein Riese", sagt Peter.

„Warum?"

„Weil ich, wenn ich ein Riese wäre, meine Eltern überwältigen könnte."

„Natürlich", setzte er hinzu, „nur wenn sie mit mir unfreundlich sind, wie die Hellie." (Er hatte geklagt, daß Hellie ihn immer in Unannehmlichkeiten bringe.) „Heute ärgerte ich mich sehr über den Vater; die Mutter sagte, ich könne Kohle nachlegen, der Vater weiß genau, wie gern ich es mache, und er tat es doch selbst."

„Macht es dir soviel Freude, Kohle nachzulegen?"

„Ja, ich freue mich sehr, wenn ich Kohle in den Ofen schütten kann." Hier wich er von der Wirklichkeit ab und stürzte sich in eine phantastische Beschreibung, wie er ganze Kübel voll Kohle in den Ofen tue. „Und der Kohlenstaub flog im ganzen Zimmer umher, das Bett sogar war davon bedeckt. Nun ging ich in die Küche, holte einen Schwamm und eine Schüssel mit Wasser und wischte es vom Bett herunter." Ich ließ ihn bei dem Thema und er fuhr fort, Ofenphantasien auszuspinnen.

„Einmal kam der Kaminfeger und kehrte unseren Kamin. Als er fortging, machte die Mutter die Ofentür auf und der Kohlenstaub kam wie eine Lawine heraus. Meine Mutter war von Ruß ganz bedeckt, sie war wütend und wollte mich schlagen, aber ich lief auf die andere Seite des Zimmers. Da nahm sie eine Vase und wollte sie nach mir werfen, sie zerbrach aber und meine Mutter verwundete sich am Handgelenk und an der Schulter. Ich rannte in den Hof." Außer dem sadistischen Charakter seiner früheren Phantasien hatte diese noch ein Element mehr, die Freude am Schmutz. Peter war vor seinem zweiten Jahre nicht zur Reinlichkeit erzogen worden und Frau Trojan sagte, sie habe mehr als ein halbes Jahr gebraucht, um ihn zimmerrein zu bekommen. Er beschmutzte öfters sein Bett. Sie prügelte ihn jedesmal, wenn er sich schmutzig oder naß gemacht hatte.

Ich deute Peter diese Phantasien, sage ihm, er beschuldige seine Mutter schmutzig zu sein, geradeso wie er die Schuld der Onanie auf den Vater verschob. In der Zeit, da die Mutter ihn an Reinlichkeit gewöhnte, hatte sie ihm wahrscheinlich oft gesagt, was für ein schmutziger kleiner Junge er sei. In seiner Phantasie konnte er nun sagen: „D u bist ein schmutziges Ding." Das Beschmutzen des Bettes, sowie das Holen von Schwamm und Wasserschüssel war wahrscheinlich eine Deckerinnerung, hinter der alle diese peinlichen Erlebnisse versteckt waren. Der Kohlenstaub, der seine Mutter bedeckte, sollte sie demütigen und beschämen, wie es Peter in Wirklichkeit gerne getan hätte, aber nicht wagte. In der Phantasie von der Vase ließ er sie sich das selbst zufügen, was e r ihr gerne angetan hätte. Er nahm die Deutung an und fuhr fort:

„Wir haben einen Buben in unserer Klasse, der noch immer seine Hosen und sein Bett beschmutzt und sein Hinterteil ist immer dick mit Stuhl bedeckt. Er macht dies auch in der Schule und es riecht furchtbar. Es war so arg, daß sein Nachbar eines Tages brechen mußte, und da mußte der nächste Bub auch erbrechen und dann übergaben sich alle in der Klasse, außer „Ernst" und er selbst. Der Boden war fußhoch mit Er-

brochenem bedeckt. Dann kam der Katechet zur Religionsstunde herein; er blickte nicht auf, weil er in seinem Gebetbuch las, und er trat geradewegs in das Erbrochene hinein und begann auch sich zu übergeben. Man schickte um den Schuldiener, aber er konnte nichts reinigen, weil auch er sich erbrach und die Klasse wurde fortgejagt. Ein Bub brach direkt in des anderen Mund! Selbst als sie auf die Straße hinauskamen, konnten einige von ihnen nicht damit aufhören und ein Junge brach den Rücken eines Wachmannes ganz voll. Dieser bemerkte es nicht, aber als er in die Wachstube kam, wurde er von allen ausgelacht."

So bearbeitete seine Phantasie das Schmutzthema mit derselben Übertreibung wie vorher die des Straßenkampfes. Er ließ wieder den Katechet und den Wachmann an Stelle seines Vaters eine lächerliche Rolle spielen. Er dramatisierte dies alles und hatte eine ganz besondere Freude diese Dinge zu erzählen. Anale und orale Phantasien traten zu jener Zeit besonders hervor.

Nun folgt ein Beispiel einer anderen Art von Phantasie: „Gestern nachmittag war ich allein daheim, die Mutter ging mit Hellie aus. Wenn das Zimmer nicht schon geheizt gewesen wäre, hätte ich massenhaft Kohle in den Ofen geschüttet, gerade nur, um die Mutter zu ärgern. Ich tue alles was ich kann, um sie zu ärgern und zu reizen." Dann folgte eine lange Phantasie, die zeigt, was er alles tut, um Hellie zu ärgern und zu reizen. In Wirklichkeit neckte er sie tatsächlich viel.

Bei einer anderen Gelegenheit erzählte er anal-sadistische Phantasien und fügte hinzu: „Dies war der glücklichste Tag meines Lebens, Ärger und Freude gehen immer Hand in Hand, es ist mir das größte Vergnügen, Leuten, die ich hasse, Böses zuzufügen."

Peter beschrieb sich als Anführer einer Platte, bewaffnet mit einem Stock, an dem ein Stück Leder befestigt war, einer Peitsche ähnlich. Er traf seinen Feind und sie kämpften, selbstverständlich war er der Sieger; er überwältigte den Führer der anderen Gruppe und zeichnete ihn mit seiner Lederpeitsche, indem er das Malzeichen auf seine Wangen, Arme und Beine einhieb. Dann bestrich er sich mit Teer, so daß er einem Neger glich. Später reinigte er sich davon und warf auch eine Handvoll Teer seinem Opfer ins Gesicht, es rann von des Jungen Nase in seinen Mund und er erbrach. An dieser Stelle sagte Peter: „Ich habe es gern, anderen weh zu tun und mich zu beschmutzen und andere auch." Er machte noch mehr Gefangene und schloß sie in eine nasse, schmutzige Kammer ein.

Alle diese Erfindungen zeigen die Tendenz, auf die anal-sadistische Stufe zurückzukehren. Daß der Vater Kohle in den Ofen legte, war für ihn auch eine symbolische Darstellung der Liebesverbindung zwischen Vater und Mutter, wobei er gerne des Vaters Stelle eingenommen hätte. Daher die Stärke seiner zornigen Reaktion, als der Vater ihm das Vergnügen, Kohle auf das Feuer zu tun, untersagte. Die Analyse dieser Phantasie brachte nur anales Material zutage, während der genitale Wunsch der Mutter

gegenüber verborgen blieb. Doch lassen die Zeichnungen, die Ofenphantasie und die Phantasie vom Sonntagmorgen, ebenso wie seine Stellung zum Vater eine typische Ödipussituation erkennen.

An diesem Punkte angekommen, wurde die Analyse abgeschlossen; was folgte, muß als Resultat der Behandlung betrachtet werden.

Die Ursache von Peters asozialem Benehmen war nun recht genau bestimmt. Die Analyse seiner Phantasien zeigte zwei determinierende Elemente; das erste war der Wunsch groß und mächtig zu sein wie sein Vater, das zweite war der, bei der Mutter die Stelle des Vaters einzunehmen. Erst sahen wir nichts als den Wunsch, die Stellung von Vater und Sohn zu vertauschen, aber als die Phantasien mutiger wurden und mehr von ihrem Inhalt zeigten, konnten wir sehen, daß er auch wünschte, jenes Verhältnis zur Mutter zu gewinnen, dessen der Vater sich erfreute. Es war natürlich, daß dieser Wunsch, seinen Vater zu ersetzen, in ihm die Furcht vor dem Zorn des Vaters, die Kastrationsangst, erweckte. Dies zu verbergen, wurde er zum Aufschneider und Prahler. Sein Stehlen, seine Auflehnung und seine Rachephantasien gegen alle autoritativen Personen, entstammen derselben Quelle. Je feindlicher seine Gefühle gegen seinen Vater wurden, desto mehr steigerte sich seine Angst und je größer seine Angst wurde, umsomehr mußte er vorgeben, größer und stärker zu sein als sein Vater. Er geriet so in einen circulus vitiosus. Als seine Phantasien fortschritten, wurde klar, wie sehr er seinen Vater um die Beziehung zur Mutter beneidete, und zwar mit mehr analer Auffassung dieser Beziehungen.

So gehören die Gefühle und Phantasien des Knaben jener Periode seiner psychischen Entwicklung an, die die Psychoanalyse als prägenitale bezeichnet; die Methode der Reinlichkeitserziehung, die seine Pflegemutter angewendet hat, trug das ihre dazu bei, ihn an die Erlebnisse von Strafe und Züchtigung zu fixieren, mit anderen Worten, ihn mehr sadistisch zu machen. Andererseits war die Stimme des Gewissens in seinem Innern, sein Über-Ich, verhältnismäßig schwach. Daß es überhaupt existierte, wissen wir aus seinem Erröten und seiner Verlegenheit, aber es war nicht stark genug, um seine Impulse zu beherrschen. Peter war ein Kind, das sich nach Liebe sehnte, aber praktisch ja viel negative Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht hatte. Wir wissen, daß ihm in den ersten zwei Lebensjahren jede Gelegenheit zur Befriedigung seines Liebesbedürfnisses fehlte. Auch seitdem er bei seinen jetzigen Pflegeeltern war, konnte dieses Liebesbedürfnis infolge des verwahrlosten Zustandes, in dem sich das Kind befand und wegen der Erziehungsmethoden, die sie anwendeten, nicht wirklich befriedigt werden. Wie die Neurose des Erwachsenen ist auch die Kinderneurose determiniert durch Konflikte zwischen unbewußten Triebregungen und dem Ich und Über-Ich. Im Kinde ist das Über-Ich aber noch nicht voll entwickelt; auch hat das Kind noch nicht die gleichen Möglichkeiten zur Sublimierung. Ein normales Über-Ich kann nur durch Liebesbeziehungen entwickelt werden und die sind in Peters Leben nie recht groß gewesen.

Der Grund, warum er die Wirklichkeit nicht hat akzeptieren können und zur Phantasie Zuflucht nahm, war seine Angst vor Strafen, vor der Kastration. Im Augenblick, da er vor sich selbst seine wirkliche Lage, nämlich daß er nur ein kleiner Junge sei, zugegeben hatte, mußte er fürchten, daß ihn der große Mann, sein Vater, wegen der bösen Gedanken und Absichten zugrunde richten werde. Durch die Deutung seiner Phantasien war ich nach und nach imstande, ihm begreiflich zu machen, daß sie eben Phantasien und nicht Tatsachen waren, wie er lange hartnäckig behauptet hatte. Nachdem er dies begriffen hatte, fiel es ihm nicht mehr so schwer, genauer bei der Wahrheit zu bleiben.

Ungefähr um diese Zeit begann er wieder von Straßenkämpfen zu erzählen, daß er am Sonntag, am Weg von der Wohnung seines Freundes, einen Kampf mit einem Buben zu bestehen hatte und unterlegen war. Daß Peter so etwas zugeben konnte, zeigt, daß er nun ohne Angst der Wirklichkeit ins Auge zu sehen vermochte. So hatte sich das verlogene, prahlerische Kind verwandelt, als welches wir ihn kennen gelernt haben.

Wie das Verhältnis von Ich und Über-Ich sich verändert hat, wird durch folgende Geschichte, die er erzählte, gut beleuchtet. Gegen Ende der Behandlung produzierte er mehrere solche Phantasien.

„Einmal war ein Ritter, Peter genannt. Er lebte in einem Schloß, vom Wald umgeben. Als er eines Tages ausritt, sah er plötzlich einen Mann, der genau so aussah wie er selbst und der sagte: ‚Peter, du must alles tun, was ich dir befehle.' Peter machte ihn zum Gefangenen und nahm ihn ins Schloß. Dann fragte er ihn um seinen Namen, den der Fremde aber nicht sagen wollte, worauf er ihn ins Burgverließ werfen ließ.

Am nächsten Tag fragte Peter den Mann wieder um seinen Namen, aber alles, was er sagen wollte, war, daß der Name mit dem Buchstaben *P* beginnt. Da befahl Peter, daß er gehenkt und geköpft würde.

Wie er am nächsten Tag wieder in den Wald ritt, kamen ihm vier Männer entgegen und fragten, ob er im Schloß gewesen sei. Wegen der auffallenden Ähnlichkeit hielten sie ihn für ihren Anführer, ihren Spion.

Peter sagte: ‚Ja, kommt nur gleich mit mir.' Als sie zur Zugbrücke kamen, warf er einen nach dem andern in den Burggraben, wo sie sofort ertranken, weil ihre Rüstung so schwer war. Als Peter in den Burghof kam, trat ihm wieder der Spion entgegen, der abermals sagte: ‚Du mußt genau das tun, was ich befehle.' Nun entdeckte Peter, daß der Kerkermeister der Bruder des Spions war und diesen in einer Kammer verborgen hatte, statt Peters Befehle auszuführen. Peter fesselte nun den Spion selbst, erhenkte ihn und schlug ihm mit eigenen Händen den Kopf ab, ‚und nun hatte ich Ruhe."

Diese Phantasien bezeichnen die Einleitung eines Kampfes zwischen seinem Ich und seinem Über-Ich. Der innere Peter ist durchaus nicht ganz besiegt, aber der äussere Peter weiß nun genau, wo sein Feind zu finden ist.

Als ich Peter in einen „inneren" und „äusseren" Peter spaltete, tat ich dies nur aus technischen Gründen. Aber diese Phantasie zeigt uns, wie sehr ihm das nahe lag. Er versuchte sich das, was aus seinem Unbewußten zutage gebracht wurde, zu eigen zu machen und folgte mir so auf dem Weg, den ich ihm gezeigt hatte: das bedeutete aber, daß er sein Über-Ich dem Ich gegenüber stellte. Er hatte das in sehr dramatischer Weise ausgearbeitet; wenigstens im Wunsche gelang es ihm, den inneren Peter zu besiegen. Dies war eine ganz andere als die vor wenigen Monaten; damals sagte er, wenn er etwas stehle und der Bestohlene es nicht vermisse, sei er, Peter, vollkommen im Recht, es zu behalten; „das Stehlen ist kein Unrecht, wenn man nicht erwischt wird." Zu jener Zeit verlegte er alle Äusserungen der kritischen Instanz in die Aussenwelt, jetzt aber fühlte er sie in seinem Inneren.

Peter hat nicht gestohlen, seit die Behandlung fortgesetzt worden war. Er machte keinerlei Schwierigkeiten, weder daheim noch in der Schule.

Ich war zu Ostern drei Wochen abwesend. Nach meiner Rückkehr brachte er kein Material mehr und schien sehr vergnügt und in guter Verfassung. Ich ließ seine Mutter kommen; sie stellte fest, daß sein Benehmen während meiner Abwesenheit überraschend gut gewesen sei; er half ihr unaufgefordert, wo er nur konnte, und sie wiederum war freigiebig im Spenden von Lob und in materiellen Belohnungen. Zu verschiedenen Malen, wenn Trojan an seiner Frau etwas aussetzte, hat Peter sie verteidigt. Andererseits wieder identifizierte sich Peter mit seinem Vater; er versuchte ihn in jeder Weise nachzuahmen. Sein übertriebenes Interesse für Tagträume, für das Phantasieleben wichen nach und nach einem größeren Interesse für die Wirklichkeit. Er las weniger und arbeitete mehr, er spielte mit seinem Matador, wichste den Fußboden, brachte Kohle aus dem Keller und trug Kehricht hinunter, alles ohne ausdrückliche Aufforderung. Er legte eine Markensammlung an, wie sein Vater eine besaß. Er spielte auch mit der Mutter, oder mit Vater und Mutter verschiedene Spiele, statt allein zu lesen und lernte es auch, mit Anstand zu verlieren.

Durch meinen häufigen Kontakt mit seiner Mutter, die leicht zu beeinflussen war, besserte sich das Verhalten der Eltern merklich. Durch ihre Mitarbeit und durch die Änderung in ihrem Verhalten bekam Peters Liebesbedürfnis jetzt mehr Befriedigung und durch die Identifizierung mit dem Vater richtete sich seine kritische Instanz auf eine bessere soziale Einpassung.

Bei näherer Bekanntschaft mit Peter und seinen Eltern wurde es mir beständig klarer, wie sehr die Stellung des Ehepaares dem Kinde gegenüber die Folge seines Benehmens und seiner Haltung ihnen gegenüber war. Ich meine damit nicht das Stehlen und Lügen, sondern seine Prahlerei, seinen Mangel an Kameradschaftlichkeit, seine Selbstsucht usw. Diese Eigenschaften waren es weit mehr als sein wirklich asoziales Benehmen, die eine negative Reaktion seiner Eltern provozierten. Ich bin davon überzeugt,

daß die Änderung in Peters eigenem Benehmen das Ehepaar Trojan zu einer positiven Beziehung zu dem Kinde brachte, und ich nur etwas dazu beitragen konnte, um sie zu beeinflussen. Diese und ähnliche Fälle haben mich gelehrt, in der Beurteilung des Verhaltens von autoritativen Persönlichkeiten gegenüber schwierigen Kindern, sehr vorsichtig zu sein. Gewiß hat das Ehepaar Trojan manche Fehler begangen und war gegen Peter oft unfreundlich und ungerecht. Im Verlaufe der Behandlung aber wurde es möglich, ihnen zu erklären, inwieweit sie selbst für seine ungesunden Reaktionen verantwortlich waren und ihnen bessere und modernere Methoden der Erziehung zu zeigen, als sie bisher gekannt hatten.

Vom psychoanalytischen Standpunkt enthielt die Behandlung nur eine unvollständige Analyse; es war bloß die Analyse der Oedipussituation auf der analen Stufe. Und doch war, vom therapeutischen Standpunkt gesehen, damit die Hauptursache seiner Symptome aufgedeckt und anscheinend behoben, es war die Oedipussituation, die sich in den Prahlereien und Übertreibungen äußerte und die Kastrationsangst, die in die Leugnung des Unterschiedes zwischen groß und klein, zwischen Vater und Sohn, mündete.

Die meisten Gegenstände, die Peter gestohlen hat, Geld, Bleistifte, ein Taschenmesser u. dgl. sind Penissymbole, d. h. Symbole der Männlichkeit, die er an sich nahm, um sich für den Verzicht der Vaterrolle, die er einzunehmen wünschte, zu entschädigen.

In seiner Arbeit „Kastrationskomplex und Charakter“[1] zeigt Alexander den Zusammenhang zwischen Kleptomanie und Penisneid. Sein Patient hat im Alter von neun bis zehn Jahren eine Periode von zwanghafter Stehlsucht durchgemacht, wobei er dieselben Dinge nahm wie Peter. Alexanders Patient hat ausschließlich zwei Schulkameraden bestohlen, die die besten Schüler waren. In diesem Falle hatte das Symptom die Bedeutung, sich den großen Penis, letzten Endes den des Vaters anzueignen, wie die Analyse eindeutig ergeben hat. Das Geld bekam die Penisbedeutung über die von Freud gefundene unbewußte Gleichung Geld—Kot—Penis.

Auch Peters Analyse zeigt die Rolle des Kastrationswunsches und des Penisneides. Die Phantasie vom Sonntagmorgen, die David-Goliath-Phantasie, die Zeichnungen, die sie illustrieren, sind gute Beispiele dafür. Doch im Gegensatz zu Alexanders Patienten hat Peter jedermann bestohlen. Es besteht kein Zweifel, daß das Stehlen im Kastrationskomplex verankert war, gerade wie sein Prahlen und Lügen, und wir können es verstehen, warum mit der Analyse des Kastrationskomplexes allein alle drei Symptome verschwunden sind. Doch gab es für das Stehlen noch andere Determinanten, von denen der Mangel an Befriedigung seiner Liebeswünsche der wichtigste ist. Alexander zitiert eine Bemerkung von Abraham, daß es außer dem Penisneid noch andere Determinanten für zwanghaftes Stehlen gebe; er

1) Int. Zeitschr. f. Psychoanalyse. Heft 2, 1922.

erwähnt von diesen den Drang, sich die Liebe, die einem die Eltern versagt haben, und die Lust, die man nicht bekommen hat, einfach zu nehmen.

Verglichen mit den gewöhnlichen klinischen Methoden, ist die Behandlung sehr tief in die psychischen Vorgänge eingedrungen, denen die Symptome entstammten. Andererseits ist auch in der unvollständigen Analyse nur ein Teil des psychischen Materials völlig durchgearbeitet worden. Die Methode hat sich streng an die durch Anna Freud in ihrem Buche „Einführung in die Technik der Kinderanalyse" vorgeschriebene Technik gehalten.

Seit dem Abschluß der Behandlung habe ich Peter und seine Mutter mehrere Male gesehen und es hat von keiner Seite Anlaß zur Klage gegeben. Vor den Sommerferien jedoch erzählte mir Frau Trojan, daß Peter eines Abends plötzlich einen Weinkrampf bekommen habe und auf Fragen geantwortet habe, er fühle sich so unglücklich, weil er so ganz allein auf der Welt sei. Ich richtete es so ein, daß Peter mich besuchte, weil ich mich bemühen wollte, etwas mehr darüber zu erfahren: Es ergab sich dabei, daß er ein Gespräch seiner Pflegeeltern belauscht hatte, in dem einige Bemerkungen über seine wirklichen Eltern gefallen waren, die er als abfällig gedeutet hatte. Herr Trojan hatte gemeint, wie sonderbar und unverständlich es doch sei, daß die richtigen Eltern nie nach ihm gefragt haben. Peter suchte nun nach Entschuldigungen für seine wirklichen Eltern, während man doch eigentlich erwarten sollte, daß er nur Haß und Groll für sie empfinde, so daß man vermuten muß, daß Phantasien über sie hinter seinem Weinanfall steckten. Er mag später wohl noch weiterer Behandlung bedürftig werden.

Ich hatte Gelegenheit, Peter und seine Mutter einige Monate nach diesem Vorfall zu sehen und erhielt von beiden sehr gute Berichte. Peter ist in die Mittelschule gekommen und macht gute Fortschritte. Er schien zufrieden und glücklich. Auch die Pflegeeltern waren mit ihm durchaus zufrieden und ich hoffe, daß es noch zur rechtlichen Adoption kommen wird.

Zur Theorie der Erziehungsmittel

Von Richard Sterba, Wien

Im Sonderheft „Strafen" der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" sind einige Autoren teils durch praktische Erfahrung, teils durch theoretische Konklusion zu Resultaten gekommen, welche mit meinen Ergebnissen[1] so gut übereinstimmen, daß ich daraus die Berechtigung erschließe, die von mir dargelegte Theorie der Erziehungsmittel auch diesem Leserkreise vorzulegen. Es kommt mir dabei darauf an, nicht die Fülle an Komplikationen beim einzelnen Erziehungsakt und -mittel darzustellen, sondern den ideellen Reinvorgang seiner Wirkung klar zu machen. So wendet sich dieser Aufsatz an das theoretische Empfinden, in der berechtigten Voraussetzung allerdings, daß theoretische Klarheit über Vorgänge das praktische Handeln fördert und sicherer werden läßt.

Ich dachte mir die von mir dargestellte Theorie der Erziehungsmittel als für jenen Bereich der Erziehertätigkeit giltig, der sich mit der Trieberziehung des Kindes beschäftigt. Dieser Teil der Erziehertätigkeit versucht, das Verlangen mancher Triebe nach direkter Befriedigung zu beeinflussen, wobei er Aufschub, Veränderung der Form der Befriedigung oder schließlich Verzicht auf jegliche solche als Ziel der Beeinflussung setzt. Im Säugling und noch im frühaltrigen Kleinkind finden sich eine Reihe von ungeordneten, ungehemmten Trieben. Sie sind durch organische Reize entstanden, wie es ja zum Wesen des Triebes gehört, äußern sich als psychische Spannungszustände und veranlassen das Individuum die Aufhebung des Spannungszustandes durch Beseitigung der Reizzufuhr an der Triebquelle anzustreben. Diese Beseitigung wird als lustvolle Befriedigung erlebt. Die Impulsivität der Triebe ist dabei eine sehr große, das Kind ist ihnen ausgeliefert, der schwache, unentwickelte Seelenapparat des Kindes steht ihnen mehr minder hilflos gegenüber und vermag nur unter besonderen Bedingungen den Ablauf des Triebstrebens zur direkten Befriedigung zu verhindern, wie es die Realität oft verlangt und der Erzieher es wünscht. Aichhorn hebt in seiner Arbeit „Lohn und Strafe als Erziehungsmittel" hervor, daß eine solche Trieberziehung auf natürliche Weise oft durch die starke Unlust, die auf das befriedigende Triebverlangen hin einsetzt, automatisch geschieht. Er bringt das Beispiel von dem gebrannten Kind, das das Feuer scheut, weil es die Unlust der Berührung mit Heißem kennen gelernt hat. Zahlreiche Triebe werden so an der Realität aus dem Streben nach Unlustvermeidung automatisch erzogen. Diese Triebe gehören meist jenen Notwendigkeiten zu und entstehen aus ihnen, die die unmittelbare Erhaltung des Lebens fordert. Freud nannte sie Selbsterhaltungstriebe und stellt sie im Gegensatz zu einer andern Gruppe, deren Befriedigungsver-

1) Kurz dargestellt in „Zur Theorie der Erziehungsmittel". Imago 1932, XVIII, Heft 1.

langen in Verbindung, wenn auch in sehr weiter und lockerer, mit der Arterhaltung steht und die er Sexualtriebe nennt. Diese nun entziehen sich der Erziehung zur Realität, weil sie anfänglich kaum in selbständige Beziehung zu Objekten der Außenwelt treten. Sie finden ihre Befriedigung nämlich vielfach gleichzeitig dann wenn die Bedürfnisse der Selbsterhaltungs- oder Ichtriebe gestillt werden. Sie „schmarotzen" an der Befriedigung der Ichtriebe, die gewährt werden muß, will der Erwachsene das kleine Menschenkind am Leben erhalten. Der Lutschtrieb z. B., jener Trieb also, dessen Befriedigung im Lutschakt unabhängig von der Nahrungsaufnahme besteht, wird im primitiven Ernährungsakt des Gesäugtwerdens durch Brust und Flasche notwendigerweise mitbefriedigt; er hat also Gelegenheit, bei jeder Nahrungsaufnahme zu profitieren, da sein Objekt dasselbe ist, wie das des Nahrungstriebes. Aber noch mehr. Der Lutschtrieb kann sich vom äußern Objekt unabhängig machen, indem er die Befriedigung von einem Teil des eigenen Körpers kommen läßt, etwa vom Daumen. Die Tatsache der autoerotischen Befriedigung vieler Sexualtriebe nach und neben der parasitären Befriedigung am Ichtriebobjekt ist die zweite Möglichkeit für die Sexualtriebe, sich den direkten erzieherischen Einflüssen der primitiven Realität zu entziehen. Auch kann der Erzieher mit seinen Ansprüchen nicht direkt an den Trieb heran, wenn dieser autoerotisch sich befriedigt, denn er kann das einfachste Mittel zur Verhinderung der Triebbefriedigung, den Objektentzug meist nicht anwenden. Auch verläuft die autoerotische Befriedigung leicht unbemerkt und entgeht dem wachsamen Auge selbst geübter Erzieher oft durch lange Zeit.

Diese geringe Notwendigkeit der Sexualtriebe, sich primitiven Lebenseinflüssen zu unterwerfen, bedingt nach Freud ihre schwere Erziehbarkeit. Und gerade mit den Sexualtrieben hat der Erzieher zu tun, sie hat er zu beeinflussen, abzulenken, zusammenzufassen, höheren Aufgaben zuzuführen. Zwei Fragen drängen sich hier auf: Die erste nach der Möglichkeit der Trieberziehung vom Trieb her. also lautend: Was kann mit einem Triebverlangen geschehen, das nicht durch die direkte Befriedigung erledigt wurde? Die zweite, für unsere Darstellung wichtigere, die nach den dynamisch-ökonomischen Prinzipien der Erziehung, also lautend: Wie bringe ich es als Erzieher dazu, einen Trieb beim Kinde von seiner mir unerwünschten direkten Befriedigung abzuhalten?

Die erste Frage führt uns auf eine Grundeigenschaft der Sexualtriebe, durch die eine Veränderung an ihrem direkten Ablauf: Verlangen — Befriedigung möglich wird. Die Sexualtriebe haben nämlich die Eigenschaft der Plastizität, die z. B. darin sich äußert, daß der Trieb mit dem Objekt, das er zur Befriedigung verlangt, nicht sehr innig verbunden ist, und die Befriedigung durch ein anderes, ähnlich geartetes findet. Statt der Brustwarze, dem ursprünglichen Objekt des Lutschtriebes, kann der Gummisauger oder der Daumen denselben Dienst tun. Statt mit Kot zu spielen, kann feuchter Sand oder Straßenkot oder Plastilin geformt oder geknetet

werden. Das Objekt des Triebes ist also vertauschbar. Aber noch eine andere Eigenschaft zeichnet die Sexualtriebe als „plastisch" aus; sie können nämlich einander vertreten, das heißt für die verhinderte Befriedigung eines Teil- (Partial-) triebes der Sexualität vermag die Befriedigung eines andern Partialtriebes einzutreten; es ist als ob die Partialtriebbefriedigungen einander ersetzen könnten. Freud bringt die Vorstellung, als ob der Sexualtrieb in seiner Gesamtheit durch ein System von untereinander verbundenen Röhren flöße; ist ein solches Rohr verstopft, so drängt der Strom durch die anderen nach außen. Solche Möglichkeit ist leicht daran einzusehen, daß z. B. bei Menschen, die von Genossen anderen Geschlechtes dauernd oder lange entfernt sind, die gleichgeschlechtliche Liebe die andere ersetzt. In Kasernen, Internaten, auf Schiffen kann man dies unter Erwachsenen leicht beobachten. Wenn der heterosexuelle Abfluß durch den Objektmangel versperrt ist, fließt der Sexualtrieb durch die homosexuelle Bahn ab, die vielleicht seit der Kindheit nicht mehr als Abfluß gedient hatte. Bei Kindern geschieht das viel leichter und deutlicher. So leicht wie Spielzeuge bisweilen werden Libidowünsche vertauscht. Die Libido hat in diesem Sinne etwas Bewegliches, Verschiebbares, das ihre Handhabung durch die Erziehung erleichtert. Besonders die Triebe, die in Gegensatzpaaren angelegt sind, können leicht eine gegenseitige Vertretung erfahren. Statt des Triebwunsches zu schlagen, tritt der unter Umständen viel leichter zu befriedigende Wunsch geschlagen zu werden ein; wenn das Kind sich nicht nackt zeigen darf, kann sich sein Verlangen zu schauen verstärken und so fort.

Vermöge der Plastizität können die Triebe in ihrem Ablauf gewissen Umformungen unterliegen, die Freud in vier Arten unterschieden und als Triebschicksale bezeichnet hat. Diese sind: Die Verdrängung, welche im Wesentlichen die Ausstoßung der Wunschinhalte des Triebverlangens aus dem Bewußtsein umfaßt. Der Trieb bleibt dabei oft im Unbewußten bestehen, drängt gegen das Bewußte an und muß durch eine Gegenkraft vom Bewußtwerden abgehalten werden. Die Wendung gegen die eigene Person und die Verkehrung ins Gegenteil gehen aus der paarweisen Triebanlage hervor. Beispiele dafür haben wir schon genannt. Auch für die Sublimierung haben wir die Voraussetzung bereits erläutert, die in der Möglichkeit des Ziel- und Objektwechsels besteht. Bei der Sublimierung wird das Triebziel ein höheres, sozialeres. Die Triebschicksale bedeuten mit Ausnahme gewisser Formen der Verdrängung für den Trieb eine zwar geänderte, aber doch entspannend wirkende Abfuhr, das heißt Triebenergieerledigung für den psychischen Apparat.

Schließlich dürfen wir auf eine letzte Möglichkeit wenigstens zeitweiser Triebbewältigung nicht vergessen, die darin besteht, daß die Triebspannung ertragen und die Triebbefriedigung aufgeschoben wird. In der Erziehung zur Regelmäßigkeit der Nahrungsaufnahme, in der Erziehung zur Reinlichkeit und in vielen andern Erziehungszielen spielt diese Fähigkeit eine große Rolle.

Der psychische Apparat nun hat die Fähigkeit zu lernen, indem Abläufe nach Erfahrungen modifiziert werden. Am Beispiel des gebrannten Kindes haben wir beobachten können, wie das für die Triebe vor sich geht. Wenn auf eine Lustbefriedigung regelmäßig eine Unlust folgt, die größer ist als die gewonnene Lust, so wird schließlich der Triebablauf gegen diese Lust hin verhindert. Jenen Anteil des Apparates, der die Fähigkeit besitzt aus der Erfahrung zu lernen, nennen wir das Ich und sondern ihn von den triebhaft lustwünschenden Anteilen. Das Ich nun arbeitet gegen den Triebanteil der Seele, wenn es mit einem Wunsche desselben nicht einverstanden ist, trotz seiner sonstigen Schwäche mit einem sehr kräftigen und beinahe allmächtigen Mittel, indem es jene große Unlustquelle zu eröffnen vermag, die wir Angst nennen. Wenn das Ich die Regelmäßigkeit einer Unlustfolge auf eine bestimmte Befriedigung hin begriffen hat, dann nimmt es diese Unlustfolge beim Herannahen eines neuen solchen Triebverlangens probeweise vorweg; die Unlustkostprobe erweckt Angst und der Triebablauf wird verhindert, oder abgelenkt oder aufgeschoben. Der Einfluß der Erfahrung modifiziert also das bisherige direkte Lustgewinn-Unlustverweigerungsbestreben; diese Veränderung nennen wir den Einfluß des Realitätsprinzips. Um die Einsetzung des Realitätsprinzips nun bemüht sich die Erziehung.

An einem einfachen Beispiel soll dieser Vorgang klar gemacht werden. Es ist bekannt, daß das Kind in der analen Phase den Stuhlgang zum erotischen Lustgewinn verwendet und danach trachtet, diesen Lustgewinn möglichst groß und intensiv zu gestalten. Es wird Ort und Zeit der Entleerung wählen, wann sie ihm die meiste Lust bringen, dann also, wenn die Massen von Stuhl reichlich genug sind, den After beim Durchbruch intensiv zu reizen oder dann, wenn durch das Verbleiben des Kotes am Körper, in der Kleidung, Lust empfunden werden kann; oder es wird seine Lust am Verweilen der Kotmassen im Mastdarm finden und daher den Stuhl zurückhalten. Von einem bestimmten Zeitpunkt an, der nach den verschiedenen Erziehungsprinzipien wechseln wird, tritt der Erzieher dem entgegen. Er will Ort und Zeitpunkt der Defäkation dem Kinde vorschreiben. Wir nennen das die Reinlichkeitserziehung. Er erreicht dies dadurch, daß er dem Kind seinen Wunsch kundgibt, durch die Sprache, wenn es diese schon versteht, durch Äußerungen des Bei- oder Mißfallens, wenn es noch nicht so weit ist. Die Befolgung dieses Wunsches aber bejaht und belohnt er, die Verweigerung lehnt er ab und bestraft sie. Belohnung ist Lust, Strafe ist Unlust und Unlust auf Lustgewinn und Lustgewinn auf Lustverzicht sind die wirksamen Faktoren der Erziehung.

Damit haben wir die Beantwortung unserer zweiten Frage gegeben, die lautete: Wie bringe ich es als Erzieher dazu, das Kind von einer unerwünschten direkten Befriedigung abzuhalten. Wir sehen, daß es die Unlustsetzung ist, die uns hier zu Hilfe kommt. Sie bedeutet immer einen Umweg, muß auf einen Prozeß des Abwägens von Lust- und Un-

lustquantitäten hin vom Erzieher berechnet werden und ist daher immer schwierig zu handhaben. Für eine Reihe von Fällen wird man sie entbehren können, da man ein anderes einfacheres Mittel zuweilen anwenden kann, einen Trieb von der direkten Befriedigung abzuhalten. Dieses einfache Mittel ist der Objektentzug.

Wenn ich einem Trieb das zur Befriedigung nötige Objekt entziehe, so erzwinge ich einen von mir erwünschten Aufschub der Befriedigung oder veranlasse zu Umwegen für die Abfuhr. Es ist etwas so Gangbares in der Erziehung, daß man einem Kind das wegnimmt, was ihm uns unerwünschte Lust verschafft, daß eine Darstellung durch Beispiele sich erübrigt.

Dort, wo ein solches Objekt leicht durch ein anderes ersetzt werden kann, wird dieser einfache Vorgang der Triebbewältigung nun natürlich hinfällig. Wenn z. B. ein Kind Anfälle von starker wuterfüllter Zerstörungslust hat, für deren Befriedigung ein unerreichbares Objekt leicht durch ein anderes erreichbares Objekt ersetzt werden kann, dann gelingt der Objektentzug schon schwerer. Es steht wohl nicht immer ein gegenstandsleerer Raum für die Triebbewältung zur Verfügung.

Ein anderer Teil der Triebe gewinnt seine Befriedigung autoerotisch. das heißt er bedarf keines äußeren Objekts zum Lustgewinn. Die Onanie, das Lutschen, die analen Lustpraktiken sind solcher Art. Manchmal kann auch da noch das autoerotische Objekt entzogen oder verleidet werden. So, wenn dem Kind die Hände durch Anbinden an die Bettseitenwände von der Mundzone ferngehalten werden oder wenn der Zugang zur Geschlechtszone durch entsprechend streng sitzende Unterkleidung auch nachts verschlossen bleibt und was dergleichen mittelalterliche Praktiken mehr sind.

Bei der Wirkung des Objektentzuges hat man immer zu berücksichtigen, daß sie durch den Unwillen, den der Erzieher bei seiner Anwendung häufig kundgibt, oft über das Maß des Objektentzuges hinaus wirksam ist, weil der Unwillen des Erziehers als Androhung des Liebesentzuges wirksam werden muß, wovon im Späteren zu reden sein wird.

Unlustsetzende Erziehungsmittel nennen wir solche, die durch Spannungserhöhung infolge Zufuhr solcher Reizmengen wirken, die nicht aus der zu unterdrückenden Triebregung selbst stammen. Wir können zwei Arten davon unterscheiden, nämlich die Leidzufügung und den Liebesentzug.

Die Leidzufügung erfolgt als körperliche oder als seelische Reizzufuhr. Hierher gehören alle körperlichen Strafen sowie der strafweise Entzug eines Objekts, das nicht mit der zu verhindernden Triebregung in direktem Zusammenhange steht. Die Formel dafür lautet: „Wenn du das machst oder jenes unterläßt, dann darfst du etwas anderes, was du gerne möchtest, nicht tun“; oder „dann bekommst du etwas nicht, was du dir wünschst. Dann darfst du nicht mit der Eisenbahn spielen, oder: nicht zur Kinderjause gehen, oder: nicht in den Park spielen gehen, oder: dann bekommst du keine Mehlspeise.“ Es erfolgt dabei eine Spannungserhöhung durch einen Objektentzug unabhängig vom Triebbedürfnis, das unterdrückt werden

soll. Es ist klar, daß man auf solche Art auch auf autoerotische Vorgänge und auf triebhaftes Verhalten, dessen Objekt nicht entziehbar ist, einwirken kann. Voraussetzung dafür ist allerdings ein Stück intellektuelle Entwicklung, auf Grund deren dem Kind die Einsicht in die Verbindung von Triebbefriedigung und Straffolge bereits möglich ist.

Für das Verständnis des zweiten Mittels der Unlustsetzung, des Liebesentzuges oder der Androhung desselben, ist es notwendig, daß wir auf die neuere Angsttheorie Freuds eingehen. Freud nimmt an, daß die Angst nach dem Vorbilde eines gewaltigen katastrophalen Erlebnisses gebildet wird. Dieses Erlebnis ist die Geburt. Wir müssen uns wohl vorstellen, daß die Trennung vom Mutterleib, die Austreibung durch die gewaltsamen, deformierenden Muskelkräfte der Gebärmutter und der Bauchpresse, die enormen Quantitäten neuer Reize für die Sinnesorgane, wenn die Geburt vollzogen ist, daß also dies alles als eine unerhörte Störung im psychischen Haushalte, im seelischen Gleichgewichte erlebt wird. Für die Sensationen dieses Erlebnisses und seine gewaltige Unlust wird nun eine Erinnerung bewahrt. Ja mehr, es werden Sensationen dieses Erlebnisses sogar andeutungsweise wiederholt, wenn dem Ich die Gefahr einer ähnlichen Störung droht, wie sie bei der Geburt erfahren wurde, so die Atemnot, die Herzbeschleunigung, das Gefühl des Beengtseins. Diese Wiederholung wird von dem entwickelteren, fester organisierten Anteil des Apparates, dem Ich, gegeben, wenn eine Gefahr droht. Das Erlebnis der Wiederholung dieser Sensationen nennen wir eben Angst. Wenn dieses Signal in Form von Angst auftaucht, können damit Triebregungen, die die Gefahr einer ökonomischen Störung im psychischen Haushalte etwa als Straffolge mit sich bringen, am Ablaufe gehindert werden.

Freud hat nun in seinem Buche „Hemmung, Symptom und Angst" sehr klar betont, daß die biologische Einheit Mutter—Kind durch die Geburt nur eine zeitweise Unterbrechung erfahre, daß diese Einheit sich nach der Geburt gewissermaßen fortsetze und durch die Brutpflege erhalten bleibe. Die Verhältnisse der psychischen Erregungen sind durch die Fürsorge von seiten der Mutter oder Pflegeperson, die alle Bedürfnisse des Säuglings zu erfüllen trachtet, denen im Mutterleibe sehr weit angleichen, das heißt der psychische Apparat ist infolge der reichlichen Befriedigung der Bedürfnisse nahezu spannungsfrei. Wohl tritt das Erlebnis der Geburt als Einschnitt, als Cäsur zwischen die intrauterine und die extrauterine Situation, aber die Liebe und Pflege von seiten der Mutter überbrückt ständig diese Cäsur und gleicht so die beiden Situationen weitgehend einander an. Damit aber wird das Fehlen, das Fortsein der Mutter und ihrer liebenden Pflege zu einer eminenten Gefahr, nämlich zur Möglichkeit der Wiederholung der furchtbaren traumatischen Situation, wie sie bei der ersten großen Trennung, bei der Geburt erlebt wurde. Auf diese Gefahr aber reagiert das primitive Seelenwesen mit einer Wiederholung der Sensationen jener ökonomischen Störung, die durch die erste,

die biologische Trennung von der Mutter verursacht wurde. Wenn diese Gefahr des Fortseins der Mutter als Drohung auf eine Triebäußerung aufgetreten ist, die der Mutter eben unerwünscht war, dann wird beim nächsten Auftreten dieser Triebregung, als Signal und zur Verhinderung derselben Angst, produziert, das heißt die mögliche ökonomische Störung probe- und signalweise vorweggenommen.

Die Erregung dieser Angst ist im Beginne der Erziehung neben der groben Unlustsetzung das einzige Mittel gegen unliebsame Triebregungen. Sie wird ausgelöst durch die Androhung oder partielle Ausführung des Liebesentzuges. Durch die auf diese Maßnahmen folgende Angstentwicklung muß der Liebesentzug als wirksamstes, aber auch als grausamstes Erziehungsmittel überhaupt bezeichnet werden, da die Angst im allgemeinen, besonders aber die Trennungsangst zu den quälendsten Erlebnissen überhaupt gehört. Da der Liebesentzug oder seine Androhung als bloßes Bösesein das in der ersten Zeit fast ausschließlich anwendbare Erziehungsmittel ist, kann es keine Erziehung ohne Angst geben, ein Resultat, zu dem auch Aichhorn in der genannten Arbeit gelangt. Der Liebesentzug ist also in der ersten Phase der Erziehung das kardinale Erziehungsmittel.

Das zweite Hauptmittel der Erziehung ist die Liebesprämie. Diese Liebesprämie besteht darin, daß ein Verzicht auf eine Triebbefriedigung oder die Ueberwindung einer Unlust mit einer nicht mehr durchwegs erlangbaren Lustbefriedigung belohnt wird. Für die Wirkungsmöglichkeit der Liebesprämie ist es Voraussetzung, daß es bereits Triebverzichte gibt. Im Anfange der Entwicklung befindet das Kind sich gewissermaßen dauernd im Zustande der Befriedigung sämtlicher Triebansprüche, da diese von der pflegenden Mutter ständig erfüllt werden. Fin Mehr an Zuwendung, an Triebbefriedigung, das man als Liebesprämie bezeichnen könnte, kann es gar nicht geben. Wirksam werden kann nur ein Weniger an Befriedigung oder die Gefahr eines solchen, auf die eben mit Angst reagiert wird. Erst wenn durch das Erziehungsmittel des Liebesentzuges das Kind teilweise von der Situation entwöhnt ist, in der ihm alle Befriedigung gewährt wird und die eine Fortsetzung der störungsfreien Mutterleibssituation bedeutet, erst dann ist ein teilweises Wiedereintauchen in diesen Zustand der intrauterinen Befriedigungssituation wieder möglich, den die Liebesprämie gewissermaßen vorstellt.

Es ergibt sich also in der Früherziehung das Paradoxon, daß die Entwöhnung aus einem Zustand (nämlich dem der absoluten Befriedigung) erfolgt einerseits durch Androhung der Abstellung dieses Zustandes und partielle Ausführung dieser Drohung (Liebesentzug), andrerseits durch ein Wiedereintauchen in diesen Zustand, dessen Entwöhnung angestrebt wird (Liebesprämie). Dieser anscheinende Widerspruch aber löst sich, wenn man sich vor Augen hält, in welchem Zeitpunkte jeweils diese Erziehungsakte gesetzt werden. Der Entzug oder seine Androhung erfolgt dann, wenn das Kind allzustark an Befriedigungssituationen, letzen Endes also am spannungs-

freien Intrauterinzustand und seiner Fortsetzung nach der Geburt festhält. Die wenn auch nur partielle Wiederherstellung des Glückszustandes der Befriedigung, also relativer Spannungsfreiheit dann, wenn ein Akt der Ablösung vom spannungsfreien Zustand, also ein Unlustertragen, ein Stück Triebbewältigung gelungen ist. Durch die Wahl der Zeitpunkte und die Verteilung nach ökonomischen Rücksichten, das heißt durch das Abwägen der Menge von verpönter Lust im Vergleich mit dem folgenden Liebesentzug einerseits, sowie der Menge an Befriedigung mit der Höhe des Triebverzichtes andrerseits, wird der Liebesentzug zur Strafe, die Liebesprämie zum Lohn. Es ist klar, daß hier die ökonomische Abwägung durch den Erzieher, deren Schärfe von Erfahrung und Einfühlung abhängen werden, die wichtigste Rolle für die richtige Anwendung spielt. Über die Schwierigkeit dieser Dosierung unterrichtet Aichhorn in seiner Arbeit (S. 278 des Sonderheftes „Strafen" dieser Zeitschrift).

Wenn man die Unlustsetzung außer der Angst als Erziehungsmittel in ihrer Wirkung untersuchen will, hat man freilich zu berücksichtigen, daß eine solche Unlustsetzung dem Kind immer den Unwillen des Erwachsenen zeigt, ja oft von Ausdrücken des Unwillens vom Strafenden begleitet wird. Dies aber wird häufig auch die Wirkung des Liebesentzuges zur Folge haben und so tiefer wirksam sein, als es der Spannungshöhe der gesetzten Unlust entspricht, weil die Angst vor dem Liebesverlust mit in Wirkung tritt. Freilich kann auch die masochistische Lustquelle andrerseits die Wirkung verringern.

Man kann so an der Erziehung drei Phasen unterscheiden. In der ersten, die wohl nur ein sehr frühes Entwicklungsstadium umfaßt, gibt es als Mittel der Erziehung nur die Gefahr des Liebesentzuges und die Androhung desselben. Eine Liebesprämie ist in ihr unmöglich, weil sich das Kind zu dieser Zeit ständig sozusagen im Zustande der Liebesprämiierung befindet. Erst wenn es durch die Triebbewältigungen verschiedener Art gelungen ist, das Kind aus der Mutter—Kindeinheit zu lösen ist, vermag ein vorübergehendes Wiedereintreten dieser Einheit in Form eben der Liebesprämie wirksam zu sein. Zu dieser Zeit besteht dann die Möglichkeit, beide Mittel, den Liebesentzug sowohl wie die Liebesprämie wechselnd anzuwenden. In der dritten Phase soll sich die Erziehung bemühen, die Liebesprämie mehr minder von den Eltern und Erziehern unabhängig werden zu lassen, indem sie zum sozialen, wirtschaftlichen, ethischen, intellektuellen und nicht zuletzt sexuellen Genuß und Erfolg verändert wird.

Die erste Phase der Erziehung könnte man die der ausschließlichen Wirksamkeit des Liebesentzuges, die zweite die der Wirksamkeit von Liebesentzug und Liebesprämie, die dritte die der Entpersönlichung der Liebesprämie nennen. Die dritte Phase gehört vor allem der Latenzzeit und der Pubertät an[1].

1) Die erste der drei Phasen entspricht der ersten Schicht, die beiden folgenden Phasen entsprechen der zweiten Schicht nach Edoardo Weiß. (S. 229 des Heftes „Strafen" d. Zeitschr. f. psa. Päd.)

Die sekundären Komplikationen der Unlustsetzung durch die libidinösen Komponenten sind von Melitta Schmideberg in ihrer Arbeit „Die durch die Strafen ausgelösten psychischen Vorgänge“ erschöpfend dargestellt worden. Auch der Angst kann bisweilen eine libidinöse Komponente nicht abgesprochen werden, durch die die Einsicht in die Wirkung als Erziehungsmittel kompliziert wird (Angstlust).

*

Am Schlusse unserer Darlegung möchten wir nochmals darauf hinweisen, daß diese nur eine gerüstmäßige ist und keineswegs der Fülle an Erscheinungen, die der einzelne Erziehungsakt in mehrfacher Richtung auslöst, gerecht zu werden versucht. Insofern kann an unseren Ableitungen und Ergebnissen der Anschein des allzu Theoriemäßigen nicht verleugnet werden. Zur Abschwächung dieses Vorwurfs in den Augen der Praktiker sei aber darauf hingewiesen, daß alle theoretischen Züge darin auf die praktischen Beobachtungen der Erzieher und Analytiker aufgebaut sind und daß ihre Darstellung dem praktischen Erzieher die Orientierung in der Mannigfaltigkeit der Wirkungen seiner Erziehungsakte erleichtern soll. So sei die Berechtigung der Wiedergabe dieses Stückes theoretischer Bemühung, die also aus der Beobachtung in die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen und von da bestimmend zurück ins Handeln führen soll, erbeten.

Siegfried Bernfeld

Sisyphos oder: Die Grenzen der Erziehung

Zweite Auflage. Geh. M 5.—, Ganzleinen M 6.50

Der geistreichste unter den Schülern des großen, genialen Sigmund Freud hat da den Pädagogen ein Büchlein gewidmet, das sie hoffentlich lesen und so bald nicht vergessen werden. . . . Seit langem im fragwürdigen Bereich der Pädagogik keine wichtigere Erscheinung zu verzeichnen. . . . Übrigens auch keine bei allem bitteren Ernst witzigere und vergnüglichere. Gustav Wyneken im „Berliner Tageblatt“.

Ein Buch, das alle Kulissen unserer pädagogischen Verbrämungen beiseite schiebt und jene Stelle aufdeckt, und zwar mit unwiderleglichen Griffen und Schlüssen, an der die wirklichen pädagogischen Probleme, nämlich die Verankerung der Staatsmacht in der Schule, bloßgelegt werden, nüchtern, leidenschaftlich, hinreißend. (Arnold Zweig auf eine Umfrage über „Das beste Buch des Jahres“ im „Tagebuch“.)

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

Kinderliebe

Von Dr. Irma Hift-Schnierer, Wien

Wenn man von Sexualität bei Kindern, von Kinderliebe und dergleichen spricht, gerät man leicht in Gefahr mißverstanden zu werden. Viele Menschen, besonders Mütter „vom alten Schlag" fühlen sich durch solche Feststellungen beleidigt und lehnen es zumindest für ihre eigenen Sprößlinge ab, daß man sie derartiger „Schweinereien" verdächtige. Der Fehler liegt vor allem an der Auffassung, natürliche Vorgänge als „unanständig" anzusehen. Aber das Mißverständnis hat auch eine andere Seite: die Überschätzung und Vergröberung der Tatsachen und oft viel zu weit gehende Schlußfolgerungen. Diese falsche Einstellung steigert sich dann meist zu heftigen Klagen über die „heutige Zeit", in der die Kinder angeblich ganz anders sind als früher. Für die Schulkinder höherer Jahrgänge und für die schulentlassenen Jugendlichen trifft es ja zum Teil zu, daß die Nachwirkungen des Krieges und die außergewöhnlichen wirtschaftlichen Zustände der Krisenepoche die Entwicklung der Heranwachsenden stark beeinflussen und eine „neue Jugend" geformt haben, die wissender, materieller, früherreif ist als die Vorkriegsgeneration. Aber die Kleinen sind durchaus nicht von Grund aus „anders", wir sehen sie nur anders und besser, richtiger, weil wir heute manches von ihrem Trieb- und Seelenleben wissen, was uns früher verborgen war. Das danken wir der modernen Forschung und der Erziehung, die neue Wege eingeschlagen und das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern auf eine viel vertrauensvollere Basis gestellt hat. Es gibt weniger Geheimnisse zwischen Führern und Geführten und die Kinder trauen sich zu sagen, was sie bewegt und berührt.

Die Beobachtungen, die hier zusammengetragen wurden, um die Frage der „Kinderliebe" nicht so sehr vom wissenschaftlichen Standpunkt als direkt vom Leben und von der Erfahrung aus zu beleuchten, beziehen sich, da mir anderes Material leider nicht zur Verfügung stand, ausschließlich auf „gepflegte" Kinder. Das ist wichtig vorauszuschicken, da die ungepflegten Kinder unter ganz anderen Bedingungen aufwachsen. In ihren Kreisen setzt die „Praxis" bedauerlich früh ein und der Sexualtrieb findet reichste Nahrung im „Mitansehen". Wo Kinder kein eigenes Bett haben, sondern zu dritt und viert zusammengepfercht, oft gemeinsam mit Erwachsenen, einen einzigen Raum bewohnen, in dem sich nächtlicherweile alles Menschliche abspielt, da bleibt es auch gewöhnlich nicht beim Zusehen, sondern Nachahmen schafft die gewünschte Befriedigung. Erst kürzlich wurde bekannt, daß in einem Teile Österreichs, in Tirol, zahlreiche Schulkinder im Alter von acht bis vierzehn Jahren ganz ernstliche Liebesverhältnisse haben, daß eine namhafte Anzahl von Pärchen in regelmäßigem, geschlechtlichem Verkehr steht und daß rund 65 Prozent dieser Kinder in die innersten Geheimnisse des Geschlechtswesens voll eingeweiht sind. Mit dem steigenden Elend der letzten Jahre erleben wir es aber auch schaudernd mit, daß die Kinderprostitution sich immer mehr ausbreitet und nicht nur Prostitution

Erwachsenen gegenüber, sondern daß die Hingabe an Gleichaltrige gegen Entgelt erzielt wird.

Diesen durch soziale Notstände bedingten frühzeitigen Erfahrungen stehen die weit harmloseren Formen des Liebesspiels gegenüber, die man bei „gepflegten" Kindern beobachten kann. Die angeführten Beispiele beruhen auf gewissenhaften Eintragungen in ein Tagebuch, ehe noch Erinnerungstäuschungen ihr zerstörendes Werk beginnen konnten. Zu den Beobachtungen, das Kind Liese betreffend, das hier die Hauptrolle spielt, gesellen sich weitere, die an Lieses Freunden und Freundinnen, an Kindergartenkameraden und Sommerbekannten angestellt wurden. Liese selbst ist ein munteres, gut entwickeltes, hübsches Ding mit ziemlich sinnlicher Veranlagung, dabei Knaben gegenüber zurückhaltend, was die kleinen Kavaliere anscheinend besonders reizt.

Ihr erstes „Liebesabenteuer" fällt in das Alter von zwei Jahren drei Monaten. Wir fuhren zum erstenmal mit der Eisenbahn und die Aufregung war nicht gering. Bald aber wurde die auf die vorübergleitende Landschaft konzentrierte Aufmerksamkeit abgelenkt durch einen etwa vierjährigen Jungen, der gleich nebenan auf einer Bank kniete und gleichfalls angelegentlich zum Fenster hinausschaute. Die Kinder guckten einander an, blickten fort, guckten wieder, Händchen flogen zum Gruß in die Höhe und plötzlich stellte sich der Knabe (ohne Vermittlung eines Erwachsenen) vor: „Ich bin der Heinzi. Ich werd' bald vier Jahre. Und wie alt bist du und wie heißt du?" Liese, die sonst derartige Auskünfte sehr ungern gibt, antwortete ohne Zögern. Kaum war die Bekanntschaft gemacht, wandte sich der Junge fragend an seinen Vater: „Darf ich dem Mäderl sagen, daß es sehr hübsch ist?" Dabei wurde er rot bis über die Ohren. Der Vater hatte nichts dagegen. Nun wurde Heinzi kühner. Wieder am Ohr des Vaters: „Darf ich dem Mäderl auch sagen, daß ich es heiraten möchte, wenn ich groß bin?" Liese, mit ihren zweieinviertel Jahren, verstand natürlich nicht, was damit gemeint war, aber man merkte ihr an, daß Heinzis Bewunderung ihr sehr schmeichelte, und als es zum Abschiednehmen kam, gab es ein Winken und Händeschütteln, als wäre eine Freundschaft fürs Leben geschlossen worden.

Drei Monate später nahm Liese an einem Kinderfest in der Sommerfrische teil. Ein etwa vierjähriger Bub forderte sie zum Tanz auf. Aber Liese war davon keineswegs entzückt. Sie drehte sich um und sagte — es klang fast höhnisch — über die Achsel hinweg: „Ich tanze mit diesem Herrn nicht, ich tanze nur mit meiner Mutti."

Ein Jahr darauf, Liese war damals genau dreieinhalb Jahre alt, hatte ich Gelegenheit, eine „dauernde" Beziehung zwischen ihr und dem sechsjährigen Hans zu beobachten. Die Kinder spielten sehr viel miteinander und Hans machte Liese eifrig den Hof. Er schrieb ihr sogar Liebesbriefe mit „vielen Grüßen und Küssen", was auf das winzige Ding, das von Lesen und Schreiben noch keine Ahnung hatte, natürlich großen Eindruck machte. Eines Tages spielte Musik auf dem Dorfplatz und Liese drehte ihr Körperchen eifrig nach den Klängen der Geigen und Trompeten. Aber Hans schaute nicht zu. Da packte

Liese helle Wut. Sie stampfte mit den Füßen, ballte die Fäuste und rief: „Du bist wirklich ein undankbarer Junge! Da tanz' ich so schön für dich (!) und du schaust gar nicht her!" Als sie dem verdutzten Bürschchen noch andere liebenswürdige Dinge sagte, griff ich ein und rügte: „Wie kannst du nur so sprechen! Mit was für einem Recht tust du das? Aber Liese war mit der Antwort nicht faul: „Mit meinem Recht als seine Freundin."

Eine Zeitlang dauerten die Beziehungen noch an, obwohl die Kinder schon mehrere Wochen getrennt waren. Als ich einmal für Liese eine Karte an Hans schrieb und auch in meinem eigenen Namen Grüße an ihn und seine Eltern hinzufügen wollte, nahm mir Liese das sehr übel. „Die Karte ist nur von mir an den Hans", war ihr Argument! — Heute, nach fast drei Jahren, erinnert sie sich noch des großen, blonden Jungen, aber ihre Gefühle sind bereits ganz wo anders. Denn inzwischen war ja ein großes Ereignis in ihr Leben getreten, sie war Kindergartenschülerin geworden.

Liese erzählte mir viel von ihren neuen Kameraden und Kameradinnen, bald aber fiel mir ein immer wiederkehrender Name auf. Wenn sie von „K a r l i" sprach, hatte ihre Stimme einen leise girrenden Ton und überhaupt redete sie von ihm nur zu mir und dem Kindermädchen, an dem sie mit großer Zärtlichkeit hing. Vor dem Vater oder anderen Familienangehörigen durfte der Name nicht einmal erwähnt werden!

Daß sie sehr oft an ihn dachte, bewies mir folgende Beobachtung. Es bestand eine aus frühen Kindheitstagen übernommene Gewohnheit, wenn es mit dem Essen einmal nicht ganz flott ging, die Bissen nach Personen, Tieren oder Pflanzen zu benennen. Gewöhnlich gingen wir dabei alphabetisch vor. Kamen wir nun zu dem Buchstaben *K*, so verständigte sich Liese meist lächelnd und errötend mit mir, daß „K" natürlich nichts anderes sein dürfe als „Karli".

Längere Zeit hindurch kannte ich den Jungen gar nicht, gab aber ohne weiteres zu, daß er zur Geburtstagsjause geladen wurde. Als Liese, die an diesem Tage vier Jahre alt wurde, ihre Gäste erwartete, schien sie mir besonders unruhig. Ich tröstete sie, daß es ja noch gar nicht spät sei und alle wohl kommen würden. Aber Liese gestand mir ganz offen, daß ihr an den anderen Kindern gar nichts liege und daß sie sich einzig und allein auf Karli freue. Als er dann schließlich eintraf, hatte sie nur Augen und Ohren für ihn, er mußte neben ihr sitzen und als abends, nachdem alle Gratulanten gegangen waren, auch die Geschenke fortgeräumt und die Blumen aus dem Kinderzimmer geschafft wurden, ließ Liese es ruhig geschehen, beharrte aber darauf, daß Karlis Veilchen auf dem Tischchen neben ihrem Bett blieben. Später, als sie verwelkt waren, wollte sie die Blumen sogar pressen, wie sie es bei ihrem Kindermädchen gesehen hatte!

Lieses Liebe blieb nicht unerwidert. Karlis Mutter wußte mir zu erzählen, daß ihr Junge sehr von Liese schwärme und sich ihr gegenüber gerne als Kavalier aufspiele. So berichtete er auch einmal daheim, daß er Liese immer auf seinen Schultern reiten lasse, „obwohl es ihm sehr weh tue; er lasse sich aber nichts anmerken." Eine Nachfrage im Kindergarten ergab, daß diese Er-

zählung auf bloßer Aufschneiderei beruhte, aber Karli wollte eben seiner Mutter einreden, daß er auch für seine Liebe leiden konnte.

Seitdem ich den Buben von der Geburtstagsjause her kannte, schenkte mir Liese noch größeres Vertrauen. Ich mußte es als Zeichen ganz besonderer Zuneigung werten, daß Liese mir wiederholt erklärte, sie habe mich ebenso lieb wie den Karli, doch fügte sie eines Tages seufzend hinzu: „Ich möchte ihn halt gerne auch bei Nacht bei mir haben." Ich überschätzte diese Bemerkung keineswegs, aber aus einem anderen Grunde wurde ich bald darauf stutzig. Das Kindermädchen erzählte mir nämlich, daß Liese aus dem Schlaf gesprochen und deutlich gesagt habe: „Laß' mich, Karli, ich werd' eh' schon zu Hause mit dir sekkiert." Von diesem Augenblick an vermieden wir, Karlis Namen zu erwähnen oder das Kind gar zu necken. Einige Wochen später verließ der Junge, der inzwischen sechs Jahre alt geworden war, den Kindergarten und verursachte damit unserer Liese viel Herzeleid. Beim Mittagessen entwickelte sich einmal folgendes Gespräch zwischen ihr und dem Kindermädchen:

Liese (klagend): „Ach, wenn du wüßtest!"

Das Mädchen: „Was denn?"

Liese: „Der Karli ist weggefahren und ich habe ihn gefragt, wann er zurückkommt und er hat gesagt, er weiß es nicht!"

Das Mädchen (tröstend): „Es gibt doch so viele andere Kinder im Kindergarten."

Liese: „Aber ich habe nur den Karli lieb."

Nun versuchte es das Mädchen auf andere Weise: „Er wird schon zurückkommen."

Liese (sehr traurig): „Ich glaube nicht."

Das Mädchen: „Warum denn nicht?"

Liese: „Seine Mutter wird schon dahinter sein."

Wieso das Kind zu diesem Ausspruch gekommen ist, kann ich mir keineswegs erklären!

Die Erinnerung an den Freund hielt ein ganzes Jahr hindurch an. Als aber Karli, zur nächsten Geburtstagsjause eingeladen, in seinem „Schülerstolz" weder kam noch sich entschuldigte, schien Liese ernstlich beleidigt und von da an hörten wir sie nie wieder von dem einst so geliebten Spielgefährten sprechen.

Sehr interessant gestaltete sich ihr Gefühlsleben im darauffolgenden Sommer, in dem sie fünfeinhalb Jahre alt war. Die Buben rissen sich um das kleine Persönchen, es kam zu wahren Prügeleien, wenn einer dem anderen den Platz neben ihr streitig machte. Liese aber kümmerte sich fast gar nicht um ihre Verehrer. Sie hatte eine kleine Italienerin zur Gespielin erwählt, mit der sie sich zwar kaum verständigen konnte, an der sie aber mit großer Zärtlichkeit hing. Da tauchte M a n f r e d auf, ein etwa siebenjähriger, sehr geweckter, aber besonders unhübscher und nervöser Junge. Deutscher von Geburt und in Italien lebend, beherrschte er beide Sprachen und hoffte, sich als „Dolmetsch" bei den beiden Freundinnen aufspielen zu können. Die Mädelchen wollten von ihm jedoch nichts wissen und Manfred litt schwer unter der Zurücksetzung. Die

anderen Buben hatten es bald heraus, daß er sich besonders Lieses wegen kränkte und der elfjährige Kurt erfand daher ein grausames Spiel, zu dem er Liese mit Leichtigkeit gewann. Die Kinder verabredeten, daß Liese ein Steinchen in die Hand nehmen sollte; erriet Manfred die richtige Hand, so sollte ihm das ein Beweis sein, daß Liese seine Gefühle erwiderte. Sie wurde aber unterwiesen, daß sie Manfred absichtlich das falsche Händchen entgegenstrecken sollte. Das Spiel verlief in der vereinbarten Weise. Manfred war sehr beleidigt, suchte sich aber zu verstellen: „Ich weiß schon, warum du mich nicht magst. Ich bin dir zu klein, zu häßlich und zu kränklich. Aber es liegt mir auch gar nichts daran." Kurt, der die Unaufrichtigkeit der letzten Worte herausfühlte und dem vielleicht sein Streich schon leid tat, versuchte den Jungen zu trösten: „Es ist ja gar nicht wahr, daß du der Liese nicht gefällst. Aber sie hat eben so viele Verehrer, daß ihr die Wahl schwer fällt." (!)

Das Sonderbarste war aber, daß Liese sich über Manfreds Bemerkung ärgerte. Als der Knabe abreiste und ich das Kind aufforderte, sich freundlich von ihm zu verabschieden und ihm eine Tafel Schokolade zu übergeben, setzte Liese sich zur Wehr: „Ich brauche gar nicht nett zu ihm zu sein. Er hat ja gesagt, es liegt ihm nichts daran. Ich wäre nur froh, wenn er sich kränken würde."

Gegenwärtig, im letzten Kindergartenjahr, spielt Peter eine gewiße Rolle in Lieses Leben. Zuerst beachtete sie ihn kaum. Denn er ist klein, zart, gar nicht „männlich", dabei außerordentlich klug und liebenswürdig. Bisher hatte sie sich immer an „erwachsenere" Buben angeschlossen, aber Peters Zähigkeit hat schließlich den Sieg davongetragen. Seine Mutter, die den Knaben sehr genau beobachtet, erzählte mir einiges Aufschlußreiches über dieses Kapitel „Kinderliebe"! Peter war sehr unglücklich, daß Liese sich so wenig um ihn kümmerte. Aber eines Tages kam er nach Hause und berichtete strahlend, daß Liese schon zehn Plomben in den Zähnen habe. „Ich fragte", fuhr Peters Mutter fort, „ob Liese denn jetzt mehr zu ihm spreche?" Darauf Peter: „Augenblicklich liebt sie mich ja. Aber wie lange das dauern wird, weiß ich leider nicht." Der Junge teilte der Mutter auch einen Traum mit: Er wollte in einen Überland-Autobus einsteigen, in dem Liese saß, fiel hinunter, ohne sich etwas zu machen, und wurde hierauf von einem fremden Herrn in den Wagen gehoben, so daß er die ganze Reise neben Liese machen konnte. Ein anderes Mal erklärte er, unbedingt seine kleine Freundin heiraten zu wollen, um sie — wie er mit schlauem Lächeln hinzufügte — „immer bei sich zu haben." Zur Kinderjause duldet er nicht, daß auch andere Kinder eingeladen werden, damit er mit Liese allein bleiben kann und nun hat er sie bereits so weit, daß sie diesen Wunsch aufrichtig teilt.

Das hindert sie natürlich nicht, auch für den um fast fünf Jahre älteren Walter lebhafte Sympathie zu empfinden und ihm folgenden Liebesbrief zu schreiben: „Lipsda Walta, ich schik dir 1000 pusi." Walter strahlt über diesen ersten Liebesbrief und erwidert auf einem formlosen Zettel: „Heiratsantrag, gültig in zehn Jahren." Ohne ganz zu begreifen, was damit gemeint ist, fühlt sich Liese doch geschmeichelt und ist sehr stolz auf diese Auszeichnung.

Ich möchte durch Hinzufügung von ein paar weiteren Beispielen darauf hinweisen, daß man ähnliche Feststellungen immer wieder machen kann, wenn man sich die Mühe gibt, Kinder und ihr Verhalten zueinander gründlich kennen zu lernen. Ein kleines Mädchen, gegenwärtig sieben Jahre alt, ein überaus geweckte, kräftig entwickeltes Kind, hatte sich bereits mit vier Jahren einen „Sklaven" erzogen, einen um etwa einundeinhalb Jahre jüngeren Buben, der ihr geistig und körperlich keineswegs gewachsen war und sich der Größeren willenlos unterordnete. Dabei handelte es sich aber nicht etwa nur um eine „Führerrolle", sondern auch um eine stark betonte gefühlsmäßige Bindung, die bei Grete sogar viel ausgeprägter war als bei ihrem anhänglichen Freund. Eines Tages charakterisierte sie ihn der Mutter gegenüber: „Der Willi ist zwar blöd aber brauchbar."

Ein anderes Mädchen aus Lieses Freundinnenschar, ein sanftes Kind, sonst ohne viel Initiative, bestand bei einer Kinderjause darauf, ein ganz bestimmtes Kleid anzuziehen, weil ihr bevorzugter Spielkamerad einmal geäußert hatte, er sehe die betreffende Farbe gern an ihr! — Zum Schluß will ich noch das merkwürdige Benehmen des schon früher erwähnten elfjährigen Kurt schildern, der in jener Steinchen-Geschichte sehr aktiv aufgetreten war. Als „beinahe" erwachsener junger Mann wollte er nicht zugeben, daß auch er sich für Liese „interessierte". Er tat meist sehr von oben herab, war aber trotzdem häufig in ihrer Nähe zu finden. Am Abend vor seiner Abreise aus der Sommerfrische kam er ziemlich verlegen auf mich zu und ersuchte mich, eine aus Hagebutten verfertigte Kette der Kleinen zu übergeben, „da er die Kette zufällig übrig habe und nicht mehr brauche." Ich erwiderte, daß Liese sich bestimmt freuen würde, wenn er ihr die Kette selbst bringe, sie werde wohl noch wach sein. Kurt stürzte freudestrahlend davon und der Abschied war — wie mir das Mädchen tags darauf berichtete — überaus herzlich. Kurt soll Liese förmlich mit den Augen verschlungen haben, während sie Nachttoilette machte, und mußte schließlich mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer gedrängt werden. Seine Mutter aber, eine Frau, die ihr Kind sehr genau beobachtet, erzählte mir, daß Kurt mit einem sonst selten an ihm bemerkten Eifer die Hagebutten gewaschen und aufgefädelt habe, dabei aber jede Auskunft, weshalb er sich denn mit der Kette so große Mühe gebe, verweigerte.

Kurt scheint mir unter den Kindern, mit denen ich mich etwas eingehender beschäftigt habe, das einzige zu sein, das schon ziemlich deutliche sexuelle Regungen zeigte, während die „Kinderliebe" der anderen ganz „unverdächtig" war, wenigstens soweit die Beobachtung reichte. Wohl waren einige Begleiterscheinungen zu bemerken, wie Großsprecherei, Eitelkeit, Besitzerwillen, Sich-in-Szene-setzen und dergleichen mehr, sonst aber entzückte geradezu die wundervolle Unbefangenheit, die Zartheit und Innigkeit der Gefühle.

Ein Märchenstoff in einer Kinderanalyse

Von Dr. Marianne Kris—Rie

Aus der leider nur kurzen Analyse eines siebenjährigen Mädchens möchte ich einige, für Technik und Schwierigkeiten der Kinderanalyse kennzeichnende, Einzelheiten berichten.

Wenige Wochen vor Beginn der Analyse war das kleine Mädchen an einer hysterischen Lähmung der Beine erkrankt, die nach dreitägiger Dauer geschwunden war. Diese Erkrankung, deren Wiederkehr sie fürchteten, war für die Eltern das Motiv, das Kind psychoanalytischer Behandlung zu übergeben. Die Anamnese ergab, daß die kleine Patientin Erna auch an Eß-Schwierigkeiten litt, am Abend ungewöhnlich lange nicht einschlafen konnte, und der Lehrerin, nun, im zweiten Schuljahr, durch Zerstreutheit und Verschlossenheit auffiel, während ihr Verhalten im Jahre vorher zu keinerlei Klagen Anlaß gegeben hatte.

Zur Zeit, als Erna in meine Behandlung kam, war ihr kleiner Bruder ungefähr dreiviertel Jahre alt. Kurz vor der Geburt des Bruders war die Großmutter, die mit der Familie zusammengelebt hatte, gestorben. Die alte Frau, die viele Jahre hindurch gelähmt war, konnte zuletzt nur mit Mühe sprechen. Erna war die einzige, die die Großmutter verstand und deren Wünsche den anderen zu vermitteln vermochte. Dafür ist denn auch die Großmutter immer für die Enkelin eingetreten und hat sie gelegentlich vor Strafen des Vaters geschützt. Unmittelbar vor dem bevorstehenden Tode der Großmutter hat man Erna aus dem Hause gebracht. Das hat sie, die doch der Großmutter am nächsten gestanden war, als schwere Kränkung empfunden und so hat sie vielleicht den Tod der Großmutter den Eltern zur Last gelegt; wenn die Mutter später von der Großmutter sprach, soll das Kind ihr das immer mit den Worten: „Du sollst nicht von der Großmutter sprechen“ verwehrt haben.

So hatte die kleine Patientin innerhalb weniger Wochen zwei schwere Traumen erlebt; den Tod der Großmutter und kurz darauf die Geburt des Bruders.

Zu Hause soll Erna meist heiter gewesen sein und auch in der Stunde war sie freundlich und lustig, zum Spielen stets gerne bereit, aber nur schwer zum Sprechen zu bringen.

Schon in der ersten Stunde ergab sich ein Hinweis auf den in der aktuellen Situation schwierigsten Konflikt, auf die Beziehung zum kleinen Bruder, den sie nach Angabe der Mutter so besonders zärtlich liebte. — Auf die Frage nach der Situation beim Auftreten der Lähmung, erzählt Erna, daß eine Freundin ihr ein Märchen vorgelesen habe, während sie mit überkreuzten Beinen dagesessen sei. Am Schluß des Märchens konnte sie dann die Beine nicht mehr bewegen. Es war das Märchen vom Brüderchen und Schwesterchen, aus dessen Inhalt sie nur einen Teil zu erinnern vermochte. Es war ihr gegenwärtig, daß zwei Geschwister, das ältere ein Mädchen, das jüngere ein Bub, nach dem Tode

der Mutter von Hause fort und in den Wald gehen. Dort wird das Brüderchen von einer Hexe in ein Reh verzaubert. Wie das geschieht, ist Erna ebenso unbekannt, wie der weitere Gang des Märchens — sie weiß nur noch, daß später ein Prinz vorkommt. Mehr zu wissen lehnt sie auch auf eindringliches Fragen hin ab, und wird fast unwillig. Überhaupt ist mit Fragen bei ihr wenig auszurichten; sie ist mit zusammenhängender Rede und zielgerechtem Darstellen sehr zurückhaltend. Läßt sie sich zum Erzählen herbei, dann ist sie bemüht alles in möglichst rosigem Licht zu schildern, während ich von der Mutter über die zahlreichen Konflikte in Haus und Schule unterrichtet werde. Über diese für die Kinderanalyse typische technische Schwierigkeit, nämlich über die Unmöglichkeit, das Kind auf die Grundregel zu verpflichten, konnten in diesem Falle die frei oder im Anschluß an Spiele reichlich vorgebrachten Phantasien, leichter als bei manchen anderen Kinderanalysen hinweghelfen. Ich greife eine besonders illustrative Phantasie heraus, die aus verschiedenen Märchen entlehnte Motive zu einer Geschichte verbindet, in deren Mittelpunkt das Verhältnis zum Bruder steht. — Ich hatte zum Spielen Ausschneidebogen, Papierpuppen und eine Zimmereinrichtung, vorbereitet. Auf einem dieser Bogen war auch ein Esel abgebildet, den Erna sofort in ihr Spiel einbezieht. Sie nimmt den aus zwei noch nicht zusammengeklebten Lappen bestehenden Esel in die eine Hand und die einen kleinen Jungen darstellende Papierpuppe in die andere, schiebt den Jungen in den — also noch offenen — Leib des Esels hinein, nimmt ihn wieder heraus, schiebt ihn wieder hinein und so fort und entwickelt dabei spontan folgende Phantasie:

„Bruder und Schwester gehen zusammen fort. Ein Esel verschluckt den Bruder und will auch die Schwester verschlucken, die aber läuft noch rechtzeitig davon. Die Mutter zu Hause denkt schon, wo stecken denn die Kinder, es ist schon sieben Uhr!' Da kommt gerade das Mäderl gelaufen. Die Mutter fragt, wo hast du denn den Bruder gelassen?' Aber vor Schreck hat das Mäderl vergessen, wo der Bruder ist. Dann später fällt es ihr ein, daß ein Esel den Bruder verschluckt hat. Dann kommt der Vater nach Hause und fragt was los ist. Jetzt hat die Mutter es vor Schreck vergessen; aber da erinnert sich das Mädchen und sagt, daß ein Esel ihn verschluckt hat. Nun aber weiß es nicht, wo der Esel ist und welchem Bauern er gehört. Da gehen die Eltern von einem Bauern zum anderen und kommen zu einem in den Stall, da ruft es aus dem Bauch des Esels ‚Hilfe, Hilfe'. Da hat die Mutter aber doch nicht gewußt, wer ‚Hilfe' ruft und hat gefragt ‚wer ruft, wie heißt du?' Da hat's geantwortet ‚Hans Müller'. (Der Vorname ist der eines Onkels, der Zuname der eines bekannten Jungen.) Da hat die Mutter gewußt, daß es der Bruder ist. So wollten sie dem Esel den Bauch aufschneiden. Da ist aber der Bauer gekommen ‚ah nein, das gibts nicht; dem Esel wird der Bauch nicht aufgeschnitten; deswegen weil er den Jungen verschluckt hat?! Der wird schon von selber herauskommen.' So sind die Eltern wieder fortgegangen. In der Nacht ist der Junge wirklich heraufgekrochen zum Mund, da hat er sehr aufpassen müssen, daß er nicht zwischen die Zähne kommt und gebissen wird. Vom Speichel ist er ganz weiß

geworden. Jetzt hat er sich ins Stroh auf den Boden gelegt, weil er in der Nacht nicht nach Hause konnte; es war zwar nur drei Häuser weit, aber in der Nacht kannte er den Weg nicht. Wie es Früh wird, steht er rasch auf, damit die Magd, wenn sie in den Stall kommt, ihn nicht sieht und ihn nicht für einen Dieb hält. So geht er nach Hause. Die Mutter sieht gerade zum Fenster hinaus, wie er kommt. Weil er aber ganz weiß bedeckt ist, erkennt ihn die Mutter nicht. Sie hat Angst vor ihm und geht rasch noch die Haustüre zusperren. Da weiß er nicht was er tun soll; doch da sieht er noch ein Fenster offen und klettert durchs Fenster hinein."

So hat denn Erna die Heimkehr des Bruders aus dem Leib des Esels mit allen Mitteln zu erschweren gesucht. Ihre Phantasie näher zu deuten ist einerseits wohl unnötig, weil sie so klar ist, andererseits aber das analytische Material fehlt, um Einzeldeutungen zu begründen.

Es ließen sich noch mehrere Phantasien ähnlichen Inhalts vorbringen, die Erna an Hand der Puppenspiele entwickelt. Sie läßt die Puppenfamilie aus Vater, Mutter, Bruder und Schwester bestehen, denen sie späterhin noch eine Freundin hinzugesellt. Bald läßt sie nun im Spiele den Puppenbruder verschwinden, oder aber sie beseitigt die Puppeneltern und dann bleiben die Geschwister allein, die sie dann nebeneinander in die bis dahin den Eltern gehörigen Betten legt; einmal läßt sie dieses idyllische Zusammenleben und Spielen durch eine plötzliche Rückkunft der Eltern stören, schickt sie aber eiligst wieder auf Reisen. Manchmal kopiert sie im Spiel wirklichkeitsgetreu die Konflikte, die sie im Erzählen zu verheimlichen bestrebt war.

Hingewiesen auf ihre Unzufriedenheit mit dem Vorhandensein des Bruders, läßt sie sich nur zu der Klage herbei, daß er noch so klein sei und sie infolgedessen noch nicht miteinander spielen könnten. Diesen Gedanken drückt auch eine Zeichnung aus — ein bei Erna ebenfalls viel verratendes Hilfsmittel — die sie in der zweiten Stunde spontan ausführte. Wir sehen zwei Kinder auf dem Schulweg, das eine soll ein Mädchen, das andere ein Junge sein. Zur Erklärung des Bildes sagt sie: Das Mädchen ist sieben Jahre, der Junge sechs Jahre alt; plötzlich ändert sie ihre Meinung: das Mädchen ist nun sechs, der Junge ist sieben. So wird s i e zum j ü n g e r e n Kind. Und eine Einzelheit an der Zeichnung interpretiert sie selbst lachend: Der Junge hat eine so große Nase, daß sie fast ins Mäderl stößt.

Wie diese eine dient auch die zweite Zeichnung desselben Blattes einer Wunscherfüllung: Dargestellt ist die Anordnung eines Schlafzimmers. Zu jedem Bett schreibt Erna den Namen dessen, dem es gehört. So sehen wir das Bett des Mädchens zwischen dem des Vaters und des Bruders stehen, während das Bett der Mutter sich in einer entfernten Ecke befindet. So hat Erna dem Ödipuswunsche entsprechend das (mit den Eltern gemeinsame) Schlafzimmer derart umgestaltet, daß sie ihr Bett mit dem der Mutter vertauscht, denn in Wirklichkeit steht ihr eigenes Bett von den drei anderen Schlafstellen entfernt in einer Ecke. Später zeichnet sie noch zwei Betten hinzu, die sie — mündlich — als die der Großeltern bezeichnet, die ein anderes Zimmer bewohnt hatten und vor

der Geburt des Bruders gestorben waren. Dabei trennt wieder das Bett ihrer Mutter die Betten von deren Eltern — und zugleich wird vielleicht damit auch die Zeit vor der Geburt des Bruders zurückgerufen.

Wie sehr die Situation des Schlafzimmers das Kind beschäftigte, geht auch aus dem Zeitpunkt eines Rückfalls, den die Lehrerin nach einer Zeit der besseren Aufmerksamkeit in der Schule plötzlich beobachten konnte; wir dürfen ihn wohl mit einer beiläufigen Bemerkung Ernas in Zusammenhang bringen, daß der Schlafkorb des Brüderchens zu klein geworden und der kleine Junge zwischen die Eltern gebettet worden sei. Aus dem gleichen Zusammenhang konnte auch die Schlafstörung verstanden werden: sie will erst einschlafen, wenn der Bruder seine späte Mahlzeit eingenommen hat und endlich auch zur Nachtruhe gelangt. Mit dem Vater, der nach dem Berichte der Mutter, gleichfalls dem kleinen Bruder den Vorzug gab, kam es während der Behandlung auch zu bewußten Konflikten, deren Niederschlag in der Analysenstunde Ernas Verhalten gut kennzeichnet. Die bevorzugte Schulfreundin erregte, wegen ihres Mangels an Erziehung, das Mißfallen der Eltern. Als sie gar einen Radioapparat, der Ernas Vater gehörte, beschädigte, wurde der Verkehr endgültig untersagt. In der Stunde sagte nun Erna in Bezug auf ihre Freundin: „Die Grete ist wirklich unmöglich, man kann mit ihr nicht verkehren". Aus der Diktion schon waren die Worte der Eltern herauszuhören. Auf meine erstaunte Frage: „Wirklich, hast du die Grete nicht mehr gerne" veränderte sich ihr Gesichtsausdruck und nun sprudelt es hervor: „Nicht wahr, man kann nicht so auf einmal aufhören sie gerne zu haben; ich hab' sie lieb."

*

Zum Abschluß möchte ich noch einen Beitrag zur Charakteristik der Verdrängungsarbeit vorbringen, der Erna ihren hauptsächlichen Konflikt zu unterwerfen im Begriffe war. Eines Tages, kurz vor Abbruch der Analyse finde ich sie im Wartezimmer, wie sie eben das Märchen vom Brüderchen und Schwesterchen zu lesen begann; sie mochte eine halbe Seite gelesen haben. Ich frage sie ob sie das Märchen kenne. Sie verneint es ganz entschieden. Ich mache sie darauf aufmerksam, daß sie es mir selbst erzählt hätte; sie aber kann sich doch nicht erinnern. Nun sage ich ihr, daß dieses Märchen ihr unmittelbar vor der Erkrankung ihrer Beine vorgelesen worden sei, da erinnerte sie sich doch und weiß das Märchen sogar weit ausführlicher und folgerichtiger zu erzählen als das erste Mal; weiß zu erzählen, daß die Geschwister in einen verzauberten Wald gekommen seien, daß das Brüderchen aus einem Quell getrunken und in ein Reh verwandelt worden sei; weiß dann die Schicksale des Schwesterchens im Walde zu berichten, wie der Prinz auf der Jagd das Reh in das Bein geschossen und verfolgt habe, dabei in die Hütte des Schwesterchens gekommen sei und das Schwesterchen als Prinzessin heimgeführt habe. Auch was dann geschehen ist, und die recht verwickelten Vorfälle, die sich abspielen, wie die Hexe der Prinzessin nach dem Leben trachtet und das Schwesterchen nur mit Müh und Not gerettet wird, sind dem Kind gegenwärtig. Nur das letzte Stück des Märchens fehlt in Ernas Erinnerung und kann auch mit Hilfe meiner Frage:

„Was ist denn mit dem Reh geschehen?" nicht wieder erweckt werden. Daß am Ende des Märchens, als die Hexe stirbt, auch das Reh wieder in den Bruder rückverwandelt wird, bleibt vergessen.

In den allerletzten Tagen mochte es den Eindruck machen, als ob die kleine Patientin nun der Anerkennung ihrer Eifersucht weniger Widerstand entgegensetzte oder, richtiger ausgedrückt, weniger entschlossen war, sie zu verleugnen. Sie getraute sich schon, über die Schlimmheit des Bruders zu klagen. Doch konnte diese Einstellung nicht weiter verfolgt werden, da Ernas Symptome — die Schwierigkeiten in der Schule, die Störungen des Essens und des Schlafes — die Mutter weniger belasteten als der tägliche Zeitverlust von drei Stunden, der sie bewog, die Behandlung abzubrechen.

Auch war der Schreck über die Lähmung schon vergessen. So blieb es denn unmöglich, tiefer in das Verständnis dieses Falles einzudringen, und etwa auch zu prüfen, inwieweit die Identifizierung mit der gelähmten Großmutter Ernas (sagen wir: erste) hysterische Erkrankung, ihre Beinlähmung, mitbestimmt hat.

BERICHTE

Bücher

ELSA KÖHLER, Karl Reininger und Ingeborg Hamberg, Entwicklungsgemäßer Schaffensunterricht als Hauptproblem der Schulpädagogik. (Deutscher Verlag für Jugend und Volk.) 1932.

E. Köhler bringt in ihrem Buch eine Fülle von Anregungen für den Lehrer und Psychologen. Man spürt in jeder Zeile, in der sie vom Leben und Treiben ihrer Schülerinnen schreibt, die zielbewußte, erfolgreiche Pädagogin. Sie gibt ihren Schülerinnen größtmögliche Freiheit, repräsentiert dabei in ihrer eigenen Person die objektiven Forderungen der Materie und des Lehrplans, den sie nolens volens mitschleppen muß; dennoch läßt sie die Kinder an diese Forderungen nicht vergessen. Das Material, das sie über das „Schaffen", aber innerhalb der „pädagogischen Situation" bringt, ist für den Psychologen von großer Bedeutung. — Anderseits bietet die theoretische Auswertung nicht so viel, wie man erwarten sollte. Die Aktivität wird sehr klar in verschiedenen Gruppen eingeteilt: Spielen, Lernen, Üben, Arbeiten, Schaffen. Wir erfahren auch genau — vielleicht sogar zu genau, da wir ja alle wissen, wie individuell verschieden diese Angaben sein müssen — wann die einzelnen Etappen eintreten; warum der Übergang vollzogen wird; welche Triebkräfte da im Spiel sind, erfahren wir nicht. Erst bei der Frage des Schaffens wird als Erklärung Fischers Begriff der „Askese" eingeführt. Askese nennt Fischer das Erlebnis des eigenen inneren Wachstums an der Arbeit. Sie unterscheidet die Arbeit vom Spiel, das als reine Funktionslust bezeichnet wird. In der umgewandelten Formulierung Ch. Bühlers akzeptiert auch Köhler: „im Werkschaffen des Kindes offenbart sich das erstmalige Einsetzen asketischen Tuns, jenes Moment der Unterordung des Ichs unter Normen, die dem Menschen von der Objektwelt gestellt werden". Das „geistige Werkschaffen" aber, charakterisiert durch „Bewußtheit der Zielsetzung, Bewußtheit der Eigenleistung, Selbstkritik" setze nicht vor dem Eintritt der Schulzeit ein. — Was hier als über

die „Funktionslust“ — d. h. wohl über die Triebhaftigkeit — hinausgehend bezeichnet wird, die „Askese“ des Schaffens setzt sich aus verschiedenen uns bekannten Faktoren zusammen; es ist eine Sublimierung, d. h. eine veränderte Triebabfuhr, bei der der Lustgewinn dem Realitätsprinzip zuliebe hinausgeschoben ist. Das Kind akzeptiert die von der Umwelt gesetzten Forderungen infolge seiner Objektbeziehungen zu Menschen und Dingen; diese uns längst bekannte Phase „entdeckte“ — wie so vieles von Freud erforschte — Ch. Bühler neu als die „wachsende Fähigkeit, Objektbezüge zu stiften“. Das Kind ist sich der Eigenleistung bewußt und freut sich dessen — wir kennen dies als eine der entwicklungsmäßig ältesten Tatsachen — als Narzißmus; es kritisiert seine Leistung mit den Maßen der Umwelt, die es sich durch Identifizierung — Ch. Bühler sagt Nachahmung — aneignet, daher meist erst bei erreichter Schulreife, was ja sonst nicht gerade ein besonders treffender, psychologischer Ausdruck ist. (Im Übrigen ist es auch nicht richtig, daß der erstmalige Kontakt des Kindes mit der Kultur erst durch den Eintritt in die Schule zustande kommt.)

Uns scheint die Frage nach den Triebkräften des Schaffens durch die Einführung des Begriffes „Askese“ nicht gelöst; vielmehr bleiben die Probleme Sublimierung, Identifizierung, Narzißmus, Über-Ich-Bildung für uns weiterbestehen; für die nachhinkende Bühlerschule allerdings, sind sie noch nicht vorhanden, da ja eine Klärung nicht möglich ist, solange mehrere Teilbegriffe in einem zusammengefaßt sind, wie das eben bei dem besprochenen Begriff der Askese der Fall ist.

Ähnlich ergeht es uns, wenn wir E. Köhler in der Zergliederung der „pädagogischen Situation“ folgen. Die Elemente: Kind — Reiz — Erwachsener — Gruppe, stehen klar vor uns. Wir erfahren eine Reihe von Beobachtungen, wie das Kind sich in der Gruppe und gegenüber dem Lernstoff, d. h. dem „Reize“ verhält; wir erfahren, von besser oder schlechter funktionierenden Gruppen; die Frage „warum“ wird manchmal deutlicher, manchmal sehr nebenbei, dahin beantwortet, es seien zu viele ausgesprochene Individualitäten in der Klasse oder keine eigentlichen Führernaturen. Die Frage: was macht aber den Führer aus? wird nicht gestellt. Deutlich ist die Tendenz zu spüren, dem Gegenstand, der Sache, mehr an Interesse zuzuschieben, als ihr wirklich zukommt; daher sind auch die Aktivitätsformen des Kindes, und die Reize, die ihm adläquat sind, besonders gut herausgearbeitet. Umsomehr wundert es uns, daß das Werk Montessoris „Selbsttätige Erziehung des Kindes“ nicht herangezogen wurde, da doch Montessori für das Kleinkind dieselbe Arbeit wie E. Köhler für das Schulkind geleistet hat und ein ganzes, bekanntes System darauf aufgebaut ist, das auch schon für die Grundschule benützt wird. — Auch darin stimmen diese beiden Systeme überein, daß sie die Persönlichkeit des Lehrers möglichst ausgeschaltet wissen wollen; ihm soll nur die Aufgabe der Reizzufuhr bleiben. Aber trotz gegenteiliger Behauptungen („Bindung an seine Persönlichkeit allein kommt wohl auch vor, ist aber bei starker Einstellung zum Werkschaffen immer eher ein Nebenmoment.“ S. 67) gibt E. Köhler schließlich doch zu: „Die eigene Haltung des Lehrers, der unerschütterlich an seiner Rolle festhält, sowie die langsam sich einstellende Konvention wirken als Suggestivkräfte. Für jeden einzelnen Schüler entsteht so eine Art suggestiver Umwelt, der er sich gewöhnlich von selbst fügt.“ (S. 71.) Und was ist Suggestion? Da bleibt die Verfasserin stecken, weil sie die Frage nicht stellt. — Es wäre natürlich interessant, ob von dieser Frage aus nicht das ganze Problem der „pädagogischen Situation“ in ein anderes Licht käme, etwa im Sinne der Freud schen Untersuchungen über Massenpsychologie, in der auch die Probleme des Führers und der Suggestion, der Übertragung und verweigerten Gegenübertragung und einiges mehr schon längst enthalten sind.

Wir haben den schulpädagogischen Wert der Untersuchungen der Frau E. Köhler schon anfangs hervorgehoben. Der Psychoanalyse hat das Buch eine Menge interessanten Materials zu bieten in seinem praktischen Teil. Es wäre aber wohl wünschenswert, daß die beiden Schulen, Freud und Bühler, nicht so abwehrend gegeneinander stünden, daß in einem Buch wie in dem Köhlers, bei so gründlichem Literaturstudium und Literaturangaben, der Name Freud nicht einmal im Literaturverzeichnis genannt ist. Es würde eine wesentliche Vereinfachung sein, wenn nicht jede Schule eine eigene Sprache spräche und als neu entdeckt brächte, was schon gefunden ist, statt Gefundenes nachzuprüfen, zu erweitern oder zu verwerfen. Die in großem Maßstabe durchgeführten Untersuchungen Bühlers bieten der Analyse Material; wir haben der Bühlerschule eine neue, in die Tiefe führende Problematik geboten; denn die Probleme der Analyse setzen deutlich dort an, wo E. Köhler keine mehr sieht; was zum Teil auch dadurch zu erklären ist, daß für die Psychoanalyse schon längst jene „neue Phase der Erziehungswissenschaft angebrochen ist", (S. 11), in welcher Psychologie und Pädagogik in Beziehung zu einander treten.

HANS ZULLIGER, Adler, Freud und der Schullehrer. Schweizerische Erziehungs-Rundschau 1931, 7–8.

In außerordentlich anschaulicher Weise setzt Zulliger der Lehrerschaft auseinander, wie es einem Lehrer geht, der vom Drange nach besserem Verständnis für die seelischen Vorgänge seiner Schüler getrieben, sich in der modernen Psychologie nach Brauchbarem umsieht. Ein solcher Lehrer werde bald erkennen, daß nur Individualpsychologie und Psychoanalyse in Frage kommen, er werde aber zunächst dazu neigen, die Lehre Adlers vorzuziehen, da sie all das vermeidet, was dem „gesunden Menschenverstand" an der Psychoanalyse so anstößig erscheine. An dem konkreten Fall eines Lehrers, der mit einer schwierigen Schülerin nicht fertig wurde, sich der Individualpsychologie zuwandte und mit ihrer Hilfe eine Besserung erzielte, dann aber an dem Kind eine schwere Rezidive erleben mußte, um schließlich zu erkennen, daß und wie die Psychoanalyse dort mit ihrer eigentlichen Forschung und daher auch mit ihrer praktischen Wirksamkeit beginne, wo die Individualpsychologie aufhöre, wird allgemeinverständlich gezeigt, was die Psychoanalyse ist und vermag, und warum hier nicht der „gesunde Menschenverstand" das letzte Wort zu sprechen hat. Das gelingt ganz besonders eindrucksvoll, weil sich die Diebstähle des betreffenden Mädchens als genaue Wiederholung eines ersten, in sexuellen Konflikten der frühen Kindheit begangenen Diebstahls herausstellen. O. Fenichel, Berlin

HANS ZULLIGER, Schwierige Schüler. Schweizerische Zeitschrift für Hygiene XII, 1931.

Die Arbeit stellt in allgemein verständlicher und ausgezeichneter Weise die erziehungsberatende Tätigkeit Zulligers dar. An Hand von zwei zum Teil in der psychoanalytischen Literatur schon publizierten Fällen wird dargelegt, wie Zulliger mit seinen Zöglingen erst Kontakt herstellt, dann in wenigen Gesprächen Einblick in die unbewußte Situation gewinnt und schließlich, ohne eine richtige Psychoanalyse durchzuführen, durch sein psychoanalytisches Wissen bedingte pädagogische Ratschläge gibt. — Das für uns Bemerkenswerteste an dieser Arbeit ist ihr Ursprung: Es handelt sich um die Niederschrift eines Vortrags, der an einem Fortbildungskurs für Schulärzte gehalten wurde. Daß Ärzte durch einen Lehrer wie Zulliger in der Psychologie unterrichtet werden, scheint ein erfreuliches Zeichen für das Fortschreiten der psychoanalytischen Bewegung. O. Fenichel, Berlin

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

SOEBEN ERSCHEINT DER

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1933

Mit 5 Bildbeilagen. In Leinen gbd. RM 4·—, in Halbld. RM 8·—

AUS DEM INHALT:

Sigmund Freud	Libidinöse Typen
Albrecht Schaeffer	Der Mensch und das Feuer
E. H. Erlenmeyer	Bemerkungen zur „Gewinnung des Feuers“
Sigmund Freud	Zur Gewinnung des Feuers
Lou Andreas-Salomé	Der Kranke hat immer Recht
Arnold Zweig	Odysseus Freud
M. D. Eder	Der Mythos vom Fortschritt
Ludwig Jekels	Das Schuldgefühl
Hermann Nunberg	Magie und Allmacht
Paul Federn	Das Ich-Gefühl im Traume
Fritz Wittels	Das Überich in der Geschlechtsentscheidung
Melanie Klein	Die Sexualbetätigung des Kindes
Robert Wälder	Die psychoanalytische Theorie des Spiels
Dorothy Burlingham	Ein Kind beim Spiel
Anna Freud	Psychoanalyse des Kindes
Marie Bonaparte	Der Tod Edgar Poes
Stefan Zweig	Das eheliche Mißgeschick Marie Antoinettes
Eduard Hitschmann	Werfel als Erzieher
Ernest Jones	Die Wortwurzel MR
Oskar Pfister	Psychoanalyse unter den Navaho-Indianern
Theodor Reik	Der Selbstverrat des Mörders
Alfred Frh. v. Berger	Die Dichter hat sie für sich . . .
R. Baissette	Der Sohn Alexanders des Reichen

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I

Soeben erschien

SIGM. FREUD

NEUE FOLGE
DER
VORLESUNGEN
ZUR
EINFÜHRUNG
IN DIE
PSYCHOANALYSE

In Leinen sieben Mark

In den Jahren 1916 und 1917 veröffentlichte FREUD seine grundlegenden VORLESUNGEN ZUR EINFÜHRUNG IN DIE PSYCHOANALYSE. Mit diesem neuen Werke setzt FREUD die Darlegung seiner Lehre, um die Errungenschaften der letzten fünfzehn Jahre bereichert, fort.

INHALT

Revision der Traumlehre
Traum und Okkultismus
Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit
Angst und Triebleben
Die Weiblichkeit
Aufklärungen, Anwendungen, Orientierungen
Über eine Weltanschauung

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I

HIPPOKRATES-VERLAG
STUTTGART

István Hollós

Hinter der gelben Mauer

Von der Befreiung der Irren

Broschiert RM. 3.15, in Ganzleinen RM. 4.95

„Vossische Zeitung": Eine Formel steht in dem Buch, die in ihrer Einfachheit zu den großen Wahrheitsprägungen gehört. Vom Allmächtigkeitstraum im Kindesalter heißt es: „Wer diesen Traum verwirklichen kann, ist ein Held; wer ihn beschreiben kann ein Dichter; wer endgültig in diesen Traum zurücksinkt — ist der Geisteskranke." Hier verstummen Bedenken, denn ein Mann, der gütig und weise genug war, um zu wissen, was er sagen darf, hat das Buch geschrieben.

Fritz Wittels

Die Befreiung des Kindes

Broschiert RM. 4.50, in Ganzleinen RM. 6.30

„Der Bund" (Bern): Ein Buch von urwüchsiger Kraft, geschrieben im heiligen Glauben an die langsame, aber sichere Befreiung des Menschen aus den schwersten inneren Nöten, einem Glauben, der aus der Liebe und dem Mitleid eines großen Menschen und Arztes quoll.

Fritz Wittels

Die Welt ohne Zuchthaus

Broschiert RM. 4.50, in Ganzleinen RM. 6.30

„Deutsche Republik": Dieses Buch, von einem Arzt geschrieben, scheint mir das Wertvollste, was bisher zur Frage der Strafrechtsreform geschrieben worden ist. Die Existenz dieses Buches allein beweist, daß die Strafrechtsreform keine rein innerliche Angelegenheit ist und daß sie die Hilfe der Ärzte und Sozialpolitiker nicht entbehren kann.

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, In der Börse

HIPPOKRATES-VERLAG
STUTTGART

István Hollós

Hinter der gelben Mauer

Von der Befreiung der Irren

Broschiert RM. 3.15, in Ganzleinen RM. 4.95

„Vossische Zeitung": Eine Formel steht in dem Buch, die in ihrer Einfachheit zu den großen Wahrheitsprägungen gehört. Vom Allmächtigkeitstraum im Kindesalter heißt es: „Wer diesen Traum verwirklichen kann, ist ein Held; wer ihn beschreiben kann ein Dichter; wer endgültig in diesen Traum zurücksinkt — ist der Geisteskranke." Hier verstummen Bedenken, denn ein Mann, der gütig und weise genug war, um zu wissen, was er sagen darf, hat das Buch geschrieben.

Fritz Wittels

Die Befreiung des Kindes

Broschiert RM. 4.50, in Ganzleinen RM. 6.30

„Der Bund" (Bern): Ein Buch von urwüchsiger Kraft, geschrieben im heiligen Glauben an die langsame, aber sichere Befreiung des Menschen aus den schwersten inneren Nöten, einem Glauben, der aus der Liebe und dem Mitleid eines großen Menschen und Arztes quoll.

Fritz Wittels

Die Welt ohne Zuchthaus

Broschiert RM. 4.50, in Ganzleinen RM. 6.30

„Deutsche Republik": Dieses Buch, von einem Arzt geschrieben, scheint mir das Wertvollste, was bisher zur Frage der Strafrechtsreform geschrieben worden ist. Die Existenz dieses Buches allein beweist, daß die Strafrechtsreform keine rein innerliche Angelegenheit ist und daß sie die Hilfe der Ärzte und Sozialpolitiker nicht entbehren kann.

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, In der Börse

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VI. Jg. (1932), Heft 10 (Oktober)

VI. Jahrg. Oktober 1932 Nr. 10

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Anna Freud . . . . . Erzieher und Neurose

Estelle Levy . . . . . Psychoanalyse eines Kindes mit Stehlzwang

Richard Sterba . . . Zur Theorie der Erziehungsmittel

Irma Hift-Schnierer . Kinderliebe

Marianne Kris . . . Ein Märchenstoff in einer Kinderanalyse

Preis dieses Heftes Mark 1·—